Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. 1936

59. Jahrgang. Winnipeg, Man., den 13. Mai 1936. Nummer 20.

Ewige Nacht.

(2. Pet. 2, 17; Jud. 13)
(Musik: „Asleep in the Deep".
Von H. W. Petrie.)

Gab es auf Erden je eine Nacht,
Wo nicht ein Sternlein schien
Ueber den Wolken, die Gott gemacht,
Die dort am Himmel zieh'n?
Durfte man nicht nach dem Morgengraun
Endlich den Herrscher des Tages schau'n? —
Der Sonne Pracht
Hat stets gebracht
Licht nach der längsten und dunkelsten Nacht.

Chor: —

Sünder, o höre, was Gott selber sagt: —
Dort, in der Hölle, ist ewige Nacht!
Ewige Nacht! Ewige Nacht!
Nirgends ein Lichtstrahl — Nur Nacht! Nur Nacht!
Nur Nacht! Nur Nacht!
Wehe, wer einst zum Gerichte erwacht! —
Dann folgt Nacht! Nur Nchat!

Wer hier gelebt in der Lust der Welt,
Wird mit ihr untergeh'n; (1. Joh. 2, 17)
Und wer es gern mit der Sünde hält,
Kann Jesu Licht nicht seh'n.
Wer auch die Finsternis mehr geliebt (Joh. 3, 19),
Kommt einst dorthin, wo's kein'n Lichtstrahl gibt! —
Kein Sternlein lacht
In jener Nacht!
Seele, hast du dieses jemals bedacht?

Schnell treibst du heute den Strom hinab —
Leicht, wie ein Boot im Spiel;
Denkst nicht an Gott, nicht an Tod noch Grab,
Nicht an das ewige Ziel.
Bald aber ist deine Zeit verbracht,
Dann folgt die ewige Mitternacht!—
Kein Morgen tagt
In jener Nacht (Matth. 22, 13; Offenb. 14, 9—11) —
Seele, dorthin hast du selbst dich gebracht!

Wer nicht gerettet durch Jesu Blut,
Kommt einst ins Feuermeer (Offb. 19, 20; 20, 15) —
Und aus der ewigen Feuersglut
Gibt's keine Rettung mehr!
Das ist der Ort, wo der Wurm nicht stirbt (Matth. 9, 43—48),
Wo Gottes Geist nie um Herzen wirbt —
Ob auch verzagt
Die Seele fragt:
„Hüter, wann endet die finstere Nacht?"

Seele, es gibt einen schönen Ort,
Wo keine Nacht wird sein; (Offb. 22, 5)
Selige warten unser dort
Im ew'gen Sonnenschein.
Willst du nicht heute noch mit uns zieht?
Willst du nicht jetzt zum Erlöser fliehn?
O, Seine Pracht
Vertreibt die Nacht,
Denn Er hat Leben und Licht uns gebracht.

Chor: —
Sünder, o hört's, was der Heiland euch sagt —
Er hat am Kreuze euch Rettung gebracht:
Sünder erwacht! Sünder erwacht! (Eph. 5, 14)
Noch ist es Zeit, drum erwacht! Erwacht!
Erwacht! Erwacht!
Bald kommt die Nacht, wo es **ewig zu spät!**
O, erwacht! Erwacht!

Joh. J. Neufeld.

Der Mensch und das Paradies —

1. Mose 2, 8.

Von Ewigkeit her hat sich Gott den Menschen im Zusammenhang mit dem Paradies gedacht. Daher schuf Er zuerst das Paradies und setzte dann den nachher erschaffenen Menschen ins fertige Paradies. Das Paradies war für den Menschen geschaffen und der Mensch war innerlich auf das Paradies angelegt. Das Paradies sollte ohne den Menschen nicht bestehen und der Mensch sollte ohne das Paradies nicht heimisch sein. Im Mensche und dem Paradies finden wir die wunderbare Harmonie jenes Gottesgedankens verwirklicht, der fortan den Neid des Teufels erregte. Daher trachtete er nun darnach, diese liebliche Harmonie zwischen Gott und dem Menschen, dem Menschen und dem Paradies zu zerstören. Sein Zerstörungsplan ist ihm gelungen, wiewohl nicht für immer. Dennoch muß sich der Mensch durch die Jahrtausende damit abfinden, daß sein Paradies zerstört und zerfallen ist. Der Mensch ist heimatlos geworden. Diese Tatsache läßt sich aus keinem Menschenleben ausstreichen. Heimatlos! Mag er ansäßig werden, wo immer er will, immer wieder blutet die alte Wunde: heimatlos! Diese Wunde ist unheilbar. Weder Reichtum noch Genüsse dieser Welt können sie heilen. Von allen Seiten, aus der Natur usw. ertönt es im Gewissen: Heimatlos! Eine immerwährende Molmelodie. Doch dieses Bewußtsein soll dem Menschen zum Ansporn werden und bleiben, „die zukünftige" Heimat zu suchen. Letzteres gefällt dem Teufel aber nicht und daher sucht er dem Menschen für die verlorene Heimat Ersatzmittel zu bieten. Aber wer immer diese Ersatzmittel einnimmt, muß eines Tages doch bekennen:

„Was hat die Welt für wahre Freude,
Ist alles, was sie gibt, nicht Schein?
Ist nicht ihr Glück ein schwach Gebäude,
Das über Nacht vielleicht stürzt ein?
Wie lastet doch ihr Glück so schwer,
Wie läßt uns ihre Lust so leer!"

Ach nein, der Verlust des Paradieses ist nicht zu ersetzen. Mensch und Paradies gehören zusammen, wenn es eine Harmonie geben soll. Daher wollen wir uns zunächst einmal den Menschen im Zusammenhang mit dem Paradies ansehen. Daher wollen wir einen Blick ins Paradies tun und sehen, wie es vor dem Sündenfall aussah, als noch Mensch und Paradies jene liebliche Harmonie bildeten.

Der Mensch im Paradies.

1. Paradiesespracht umgibt ihn.

a) In der Natur. Wie schmerzt es doch heute den Farmer, wenn Staubwinde seinen grünen Weizen verpeitschen und die Wurzeln bloßlegen, wenn anhaltende Dürre das Wachstum hemmt oder gar die grünen Felder zum Verdorren bringt. Sein Auge erspäht Wachstum und Gedeihen und wenn er es nicht findet, schwindet ihm der Mut, der Frohsinn, ja er wird innerlich fast krank... Disharmonie zwischen dem Erwarteten und der nackten Wirklichkeit!

Davon hatte der Mensch im Paradies vor dem Fall keine Vorstellung, noch eine Ahnung. Ich stelle mir vor, das Auge Adams sah keinen verdorrten Halm, kein gelbes Blatt, noch einen verdorrten Zweig am Baum. Keine Unfruchtbarkeit konnte sein Auge sehen. Nein, üppiger Pflanzenwuchs umgab ihn, lieblich anzusehen. „Und es ging aus von Eden ein Strom, zu wässern den Garten." Vers 10. Mitten unter den schönsten Früchten und wohlschmekkendsten Obstsorten ging der Mensch einher. Die schönsten Plätze auf unserer Erde müssen erblassen vor jener Pracht. Welch ein schönes Heim war doch dem Menschen geworden!

b) Denselben Anblick gewährt uns auch die belebte Kreatur, Vogel- und Tierwelt. Kein Modergeruch gefallener, oder getöteter Tiere erfüllte die Luft. Denn in der Tierwelt gab es noch keine Feindschaft, keinen Tod. Nach Römer 8 ist die Kreatur erst nach dem Sündenfall der Eitelkeit, Vergänglichkeit unterworfen ohne ihren Willen. Die Maus konnte furchtlos neben der Katze spielen, das Schaf ruhig neben dem Wolf weiden und die Henne lustig in der Nähe vom Fuchs gackern. Hier lebte der Mensch von allen Seiten von Paradiesespracht umgeben. — Aber auch

2) Paradiesesluft umweht ihn.

Doch heute?! Wieviel tödliche Bazillen schweben in der Luft. Wieviel Krankheiten werden von der Luft weitergetragen. In Afrika hat man eine Pflanze entdeckt, die so giftig ist, daß kein Mensch nahe an ihr vorübergehen kann, ohne nicht tödlich vergiftet zu werden, geschweige noch die Pflanze zu pflücken. So etwas kann es aber nicht im Paradies gegeben haben! O nein, schöne, reine, wohltuende, erquickende Luft atmete der Mensch. Daher fügen wir noch ein drittes hinzu, und zwar:

3) Paradiesesstimmung beseelte ihn.

Die Niedergeschlagenheit und Mißstimmung, die sich oftmals unserer bewältigen will, kannte der Mensch im Paradies nicht. Keine mißlungene Ernte, kein sauer gewordenes Brot, kein mißratener Topf bekümmerte ihn. Er hatte alles, was er wollte. Er sehnte sich nach keinem

Tischlieder.

Gesammelt von
† Hermann A. Neufeld †

— 107 —

Mel.: Werde munter, mein Gemüte
Ich will beten, Du wirst geben,
Denn von Dir kommt alles her:
Friede, Freud', Erquickung, Leben,
Wie aus einem reichen Meer.
Was für Leib und Seel' ist not,
Gibst Du gern, o großer Gott,
Du gibst Segen, Brot und Leben.
Ich will beten, Du wirst geben.

bessern Wohnort, weil er da war, wo er bleiben wollte. Was er unternahm, dazu gab der Herr Gelingen. Wer von uns hätte wohl für all die Tiere und Vögel Namen gefunden? Hätte ich es sollen, dann wären sie wohl alle einander sehr ähnlich gewesen, wie die russischen Namen vielfach mit „enko" oder „ow", die armenischen mit „janz" oder die grusischen mit „iedse" oder „schwieli" enden. Doch Adam scheint bei der Namengebung garnicht in Verlegenheit gekommen zu sein. Bei all dem kannte er keinen Schweiß, fühlte er keinen Schmerz, noch fürchtete er sich vor irgend einem Tier oder vor Gott und dem Gericht. Ja, er stand im Garten in Gemeinschaft mit Gott. Das Verhältnis war das des Kindes zum Vater. Wenn er auch Gott in seiner Größe und Herrlichkeit nicht gesehen haben mag, so war ihm doch Gott sehr nahe. Das Verhältnis zwischen ihm und dem Schöpfer war noch nicht unterbrochen. Er lebte aus Gott mit Gott. Kann es etwas Schöneres geben? Ohne Gott wäre das Paradies kein Paradies gewesen und ohne „das Lamm, das erwürget ist" wäre uns der Himmel kein Himmel. Müßten wir auch im Himmel nicht heimisch sein. Nein, eine Paradiesesstimmung ohne Gottes- und Jesusgemeinschaft, wäre ein reines Trugbild, eine Sinnestäuschung. Und sobald der Mensch das einsieht, schreit er: „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?"

Welch ein Segen war doch im Paradies für den Menschen bereit: Von Paradiesespracht umgeben, von Paradiesesluft umweht, von Paradiesesstimmung beseelt, fehlte ihm nichts. Aber die Macht des Bösen lauerte in der Nähe auf den Glückseligen und wollte ihm sein Glück entreißen. Einige Schmeichelworte. . . die Vorspiegelung der verbotenen Frucht. . . . und siehe, das Herz begehrt, die Hand faßt, der Mund schmeckt. . . doch, o weh. . . wie bitter! Bitter bis in die Tiefe der Seele, war der Nachgeschmack. Das Herz klopft vor Furcht, die Wange errötet vor Scham, das Gewissen verklagt und die Seelenqual zernagt. Diese Veränderung! Hätten sie das doch vorher gewußt. . . Doch jetzt ist es für immer zu spät! Jetzt sind sie:

Im Paradies — ohne Paradies.
(1. Mose 3, 7—8)

1) Noch standen ihre Füße auf dem einstens heiligen Boden, aber ihr ganzes Leben war verunreinigt. Wieviele Menschen betreten auch heute noch heiligen Boden in Kirchen und Gotteshäusern, deren Inneres aber durch und durch schmutzig und unrein ist. Lieber Leser, begnüge dich nicht damit, daß dein Name irgend in einem Kirchenbuch verzeichnet steht, ganz einerlei, in welcher Gemeinde oder Kirche es sein mag. Judas konnte 3 Jahre lang mit Jesu wandeln, war ihm aber doch innerlich fremd und blieb ohne Jesus. Es ist möglich in der Nähe Jesu ohne Jesusgemeinschaft zu sein.

Noch standen Adam und Eva an dem Ort, wo sie einst durch Gottes Gegenwart so beglückt worden waren, aber jetzt. . . jetzt fürchteten sie sich vor seinem Kommen. Sie waren wohl im Paradiese, aber ohne das innere Paradies.

Unlängst erwiderte ein gewesener Bruder, als er gefragt wurde: „Ich bin nicht mehr der, der ich einst war." Wie traurig! Man besucht noch die Gottesdienste, innerlich aber flieht man vor Gott.

2) Noch weilten sie unter dem Schatten der Bäume im Paradiese, aber ach, jeder Schatten, jedes Dunkel flößte ihnen Furcht und Schrecken ein. Jedes lispelnde Laub war ihnen nicht mehr die liebliche Musik in der Natur Gottes, sondern steigerte bei ihnen nur noch die Angst vor schleichenden wilden Tieren, vor dem nahenden Gott. Wie verändert mußten sie doch ihr Paradies finden!

Aber ist es nicht auch heute mit vielen Menschen gerade so? Man beklagt so sehr die Kälte in den Herzen anderer, in den Gottesdiensten und Versammlungen, kann es aber garnicht einsehen, daß die Kälte, nein vollständiger Winter, aus dem eigenen Herzen kommt. Kein Wunder, wenn man dann unter dem Schalle des Wortes Gottes keinen Segen findet; der Kanal, durch den der Segen weitergeleitet werden sollte, ist zugefroren. „Es ist besser", sagte mir jemand, „ich gehe garnicht mehr in die Versammlung, denn da ist nichts los." Und doch war die Versammlung genau dieselbe, wie sie von ihm einst sehr gelobt wurde, aber er hatte die innere Verbindung mit Gott verloren, weil er im Familienzank stand.

3) Noch waren sie im Bereich der fruchtbeladenen Bäume, aber ihre Seelen schmachteten ohne die Gemeinschaft mit Gott. Ach ja, man kann am reichgedeckten Tische sitzen und doch die arme, schmachtende, nach Gott schreiende Seele tothungern lassen. Man praßt und schwelgt und wird nie satt, man ruhet aus, und bleibt doch matt. Man kann sogar zum Tisch des Herrn gehen, doch aber außerhalb der Blutsgemeinschaft Jesu sein. Wie schrecklich wird doch einst für viele die Enttäuschung sein, die da meinten, Paradiesesbewohner zu sein, denen aber tief im Herzen das wahre Paradies fehlte. Im Paradiese — ohne Paradies! Dann mag es wohl heißen:

Draußen vor der Tür,
Mir einst off'nen Tür,
Doch heut' — kein Hoffnungsstern.
Draußen vor der Tür,
Draußen für und für,
So nah', und doch so fern!

Lieber Leser, wenn du in deinem Innern im Unklaren über deine Stellung zu Gott bist, dann bitte mit dem Psalmisten: „Prüfe und erfahre wie ich's meine, und siehe, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege."

4) Das einst so klare Auge war nun geblendet. Sie hätten die Macht des Bösen richtig besehen und beurteilen können, jetzt aber wurden sie von ihrem Auge getäuscht. Sie sahen alles von einem andern Standpunkt an und meinten doch im Rechten zu sein. Einer schob die Schuld auf den andern. Der Mann auf's Weib, das Weib auf die Schlange und zuletzt — Gott hatte die Schlange erschaffen und dann müßte folgerichtig Ihm die Schuld treffen. Welch eine Verblendung! Doch diese geistliche Blindheit muß der Herr auch heute noch beklagen. „Du sprichst ich bin reich, und habe gar satt und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß." Es fehlt auch in unserer Zeit und in unseren Kreisen manchen armen Seelen an der Augensalbe. Man wirbelt ganze Staubwolken von Beschuldigungen auf: Gemeindeglieder haben schuld, Prediger haben's verdorben, Konferenzvorsteher haben nicht das ihre getan oder gar die größten Mißgriffe gemacht. So bewirft man andere mit Schmutz und Kot, ohne aber einzusehen, daß man seine eigenen Hände, nein noch mehr, daß Herz durch und durch besudelt hat. Ach, man könnte weinen und weinen, wenn man an solche armen Seelen denkt, die sich im Paradiese wähnen, im Grunde genommen aber außerhalb des Paradieses stehen.

Was hilft dem Herrscher die Ehre, wo das gezückte Schwert über seinem Herzen hängt, dem Reichen der Reichtum, wo seine Seele verhungern muß? Was hilft dem Geschminkten die äußere Schönheit, die gefärbte Gesichtshaut und was helfen die glatten, frommen Worte, wenn das Flammenauge Gottes ihn für nackt und bloß erklärt? Oder was kann der Mensch als Lösegeld geben, wenn er als Betrogener vor verschlossenen Pforten des neuen Paradieses stehen wird?

Das verschlossene Paradies.
(1. Mose 3, 23—24)

Nachdem dem Menschen durch den Fall die innere Pracht und Herrlichkeit genommen war, durfte er auch äußerlich nicht mehr in der Paradiesespracht bleiben. Gott trieb den Menschen hinaus ins offene Feld, eine Welt, die ihm nun von allen Seiten die tragischen Folgen seines Falles predigte. Die Paradiesestore wurden von Engeln bewacht. Er war fortan für den Menschen eine verschlossene Heimat. Welch ein Elend wäre entstanden, wenn dem Menschen der Weg zum Baum des Lebens offen geblieben wäre! Er hätte auch davon gegessen und wäre erlösungsunfähig geworden. Dann wäre die Hölle schon hier auf Erden. Dann wäre trotz Krankheit, Schmerzen, Alter und Gebrechlichkeit keine Auflösung durch den Tod denkbar! Aber außerhalb des Paradieses sollte der steife Rücken gebeugt, der stolze Sinn gebrochen werden. Das ist Gnade im Gericht!

Jener Engel steht dort nicht mehr. Das Paradies ist längst zerfallen und spurlos verschwunden. Man hat es wohl in der Nähe vom Euphrat gesucht, aber ohne Erfolg. Es ist für immer dahin. Dennoch sucht der Mensch aber immer wieder, sich hier auf Erden ein Paradies zu errichten, und zwar ein Paradies ohne Gott. Der Mensch will irgendwie die innere Leere ausfüllen, die durch die Trennung vom Paradies entstanden ist, begegnet aber immer wieder dem Engel mit dem bloßen, hauenden Schwert in der Geschichte. So finden wir es auf verschiedenen Gebieten:

1) Auf dem Gebiete der Technik.
Die Maschine soll den gebeugten Rücken von der Arbeit erlösen und ihm ein gemütliches Leben verschaffen. Doch was geschieht? Das Gegenteil! Der Mensch wird ein Knecht der Maschine und wird obendrein durch die Maschine der Verdienstmöglichkeit beraubt. Kein Wunder, wenn österreichische Arbeiter anfingen, die Maschinen in den Fabriken zu zertrümmern. Ein verschlossenes Paradies!

2) Auf dem Gebiete des politischen Lebens.
Man baut an einem Paradies, in welchem das Leben der Nationen gesichert werden soll. Man möchte das Blutvergießen aufheben. Und zwar ohne Gott. Aber was sehen wir? Die Friedenskonferenzen und -verhandlungen laufen in Krieg aus. Es wird mehr gerüstet denn je. Einer bietet dem andern den Kuß der Freundschaft und der Liebe an, hält aber in der andern Hand für den günstigen Augenblick das scharfe Schwert Joabs in der Hand. Die größte Kunst wird nicht zum Dienst des Menschen, sondern zur Vernichtung desselben angewandt. Der Mensch gräbt an seinem eigenen Grab und meint, er baut ein Paradies. Nein, alles Bestreben des Menschen, diese sündige Welt in ein Paradies ohne Gott umzugestalten, begegnet immer wieder dem Engel mit dem bloßen, hauenden Schwert.

3) Auf hygiänischem Gebiet. Erfindungen auf Erfindungen über die Verbesserung des Gesundheitszustandes des Menschen! Ja, man versucht sogar, durch Operation das alte Leben zu verjüngen und zu verlängern. Man meint auch schon Erfolge zu haben. Man dachte wohl gelegentlich viel davon, wenn man einem jungen Leben gewisse Körperteile wegnahm und sie einem Greis einpflanzte, wonach dann der Greis mehr Lebensfrische und Lust bekam, während jenes junge Leben ruiniert, als Wrack dahinsiechen muß. Flickerarbeit! Und doch, bei den vielen neuen Erfindungen, von denen viele wirklich zu Nutz des Menschen verwendet werden, überholen Krankheit und Tod alle menschlichen Erfindungen. Immer wieder tauchen neue Schwierigkeiten und Krankheiten auf, die an eine Entstehung eines Paradieses hier auf Erden garnicht denken lassen.

4) Zuletzt sehen wir dasselbe Bild auf dem Gebiete der Religion. Beunruhigt durch die innere Disharmonie und die Leere ohne Gott, sucht der Mensch seinen Zustand auf dem Gebiete der Religion selbst zu bessern. Nicht **Erlösung** aus dem verlorenen Zustand durch die Retterhand Jesu will er, sondern **Verbesserung** seines Zustandes sucht er und erstrebt er. In diesem stolzen Sinn entstehen

Tempel und Altäre, Sinagogen, Kirchen und Synoden. Aber der Mensch kommt nicht über sich selbst hinaus. Man hört doch immer nur sich selbst reden, aber zu einer Verbindung mit Gott kommt es nicht.

Man verehrt äußerliche Formen, haßt aber das verborgene Leben mit Gott. Man huldigt dem Kreuz, haßt aber den Gekreuzigten. Dabei merkt man eine außergewöhnliche Empfindlichkeit. Wehe dem, der über dieses Formwesen etwas kommen läßt. Man hütet fanatisch Tempel und Altäre, weil man mit dem Verlust dieser Formen alles verliert. Aber jener Knabe lachte, als sie ihm seine Bibel verbrennen wollten, weil er sie im Herzen hatte. Ja, wer immer selber versucht, sich einen Weg ins verschlossene Paradies hineinzuarbeiten, wird sich einst doch vor verschlossenen Türen enttäuscht finden. Denn Jesus sagt: „ werden viele darnach trachten, wie sie hineinkommen, werden es aber nicht tun können." Nicht was der Mensch über den Eingang ins Paradies sagt, ist uns maßgebend, sondern was der Herr selbst uns darüber lehrt, ist für uns bindend.

Wer es demütig erkennt, daß der Mensch sich selbst nie die Toren zum Paradies öffnen kann, der wird den Herrn nach einem Weg zum Paradies fragen und wird ihn dann auch in Christo Jesu finden. Hier ist Selbsthilfe ausgeschlossen, hier muß der Stolz brechen. „Zu Jesu Füßen sank ich hin, bat weinend um Erbarmen; da neigte sich sein Hirtensinn, da half er schnell mir Armen. Da ward viel Gnad und mir geschenkt, die Schuld ins tiefste Meer versenkt; wie froh bin ich, wie selig."

Wer das erfahren hat, dem sind prinzipiell die Türen des Paradieses schon hier geöffnet und wird sie auch offen finden zum himmlischen Paradies.

„Heut schließt Er wieder auf die Tür,
Zum schönen Paradies;
Der Cherub steht nicht mehr dafür,
Gott sei Lob, Ehr und Preis."

Nicolai Siemens.

Mission

Aus der Ferne.

Teure Missionsgeschwister in Amerika, einen Gruß in Jesu Namen!

Da bereits wieder drei Monate her sind, seitdem ihr etwas aus der Ferne gelesen habt, so mahnt es mich, wieder einige Zeitlen folgen zu lassen; wenn auch nicht gerade aus der Einsamkeit, weil ich täglich viele Menschen um mich habe, und doch muß ich bekennen, daß ich manche Stunde habe, wo mir das Einsamkeitsgefühl in besonderer Weise umschleichen will, da ich selten jemand begegne von Weißen, mit dem ich geistliche Gemeinschaft pflegen kann. Es ist so traurig, daß unter den Missionaren so wenige sind, die wirklich geistlich gesinnt sind, wo man mal so recht geistliche Gemeinschaft pflegen könnte. Auf der Reise heim nach Shanghang traf ich zu meiner großen Freude auf zwei Plätzen unerwartet mit Gottes Boten zusammen, von denen ich sagen darf, daß wir geistliche Gemeinschaft haben durften, die kurzen Minuten, die wir zusammen sein durften. Wie tut das doch so wohl, wenn man daran denkt, daß es nur wenige solcher unter den Missionaren in dieser Gegend gibt. Um so erfreulicher ist es, daß ich viele derselben unter den Christen Chinas finde, und die sehr verlangend sind nach wirklicher Seelenspeise. Viele sind nicht mehr zufrieden mit den Träbern der Modernisten, und darum um so mehr begierig, wenn der H. Geist wirken kann.

Ich wurde mit Freuden begrüßt, als ich nach etwas mehr als 2½ monatlichen Reise wieder Heim nach Shanghang kam, und es waren eine ganze Anzahl Schwestern beim Bus-Depot und halfen die Sachen tragen. In Swatow wurde ich vom Konsul und den Beamten geraten, noch nicht zurück nach Shanghang zu reisen, da eine Abteilung Soldaten kürzlich in Eng Teng sich zu den noch zerstreuten Banditen begeben, und wieder Unruhen hervorgerufen hatten. Vorher hatte ich schon gehört, daß vor zwei Wochen Banditen einen einheimischen Arzt entführt hätten, gerade aus Shanghang, welches, wie man sagte, in Schanghang noch nie vorher vorgekommen sei. Sehr schlau waren sie vorgegangen. Zuerst hatten sie am Tage Medezin für einen Kranken geholt, und als es schon finster war, waren sie wieder gekommen und berichtet, daß die Medizin nicht gewirkt habe, und wünschten, daß der Arzt Untersprizungen machen möchte. Als sie ihn nahe einer verlassenen Mauer hatten, entführten sie ihn, und halten noch heute und verlangen hohes Lösegeld. Die letzte Nachricht besagt jedoch, daß schon etliche der Beteiligten eingefangen seien. Wie es ausfallen wird, weiß ich noch nicht. Uebrigens fand ich alles recht ruhig, und man arbeitet ungestört wie in früheren Jahren, obzwar es jetzt wohl nicht geraten sein würde, etliche der Stationen zu bereisen. Das Reisen von der Küste nach Shanghang und auch von hier dorthin, hat eine große Veränderung erfahren. Man kann jetzt direkt von Swatow ein „Ticket" kaufen für Bahn, Motorboot und Bus und kann in etwa 46 Stunden schon in Shanghang sein. Vom Zuge steigt man direkt ins Boot, und vom Boot, nachdem man eine Nacht in Tsung Keu gewesen, in den Bus und ist etwa 4 bis 4½ Stunden in Shanghang, ohne umzusteigen. Wenn man dann Vergleiche anstellt, mit dem, wie wir das erste Mal nach Shanghang reisten, so merkt man die Veränderungen. Damals reisten wir 14 Tage, und auch etwa so lange, als ich 1920 die ersten Geschwister Dicken und die Schwestern abholte. Als Schwester Wiens und ich vor zwei Jahren zurück kamen, nahm es uns von Tsung Kheu drei Tage recht schweren Reisens, und jetzt vier Stunden. — Ja, alles ist in größter Eile, selbst in China, denn China scheint erwacht zu sein.

Ich darf euch liebe Geschwister auch mitteilen, daß wir Geistesbewegungen unter unseren Geschwistern in Schanghang sehen dürfen. Gott sei Dank für besondere Segensstunden der Gemeinschaft. Der gestrige Sonntag war ein Meilenstein, und ein Ebenezer. Der Geist Gottes wirkte, und Sünder bekamen sich zu sehen, und Kinder Gottes auch, und in besonders feierlicher Weise durften wir das Mahl des Herrn unterhalten. Es war so stille und feierlich, als wir uns eine schöne Schar Gotteskinder kniend um den Tisch des Herrn scharten, und viele Gebete stiegen zum Throne Gottes empor. O wie wohl tut es, solches zu sehen. Geschwister, wenn auch eine große Flut über die ganze Arbeit unter den Hakkas gegangen ist, so sind doch eure Gebete und eure Gaben nicht in den Wind geschleudert, und der Bruder und die drei Schwestern, die ihr Leben dem Herrn hier hingelegt haben, haben nicht zu große Opfer gebracht. Eben war ich in unserem Missionshof, außer dem Ost-Tor, und beschaute wieder die beiden teuren Gräber, des Br. Wiens und der Schwester Maria Richert, und dachte an vergangene Zeiten, als wir so eine Schar Arbeiter hier auf dem Felde waren, und jetzt muß ich wie Elias sagen: „Ich bin allein übrig geblieben", doch keiner trachtet nach meinem Leben. Wir haben jetzt besprochen, eine kleine nette Mauer um die beiden Gräber zu machen, um sie zu verschönern, denn das Andenken der Geschwister ist es wert, wenn es auch einige Dollar kostet, denn bald werden diese Gräber sich öffnen und sie werden auferstehen. O herrliche Hoffnung. Das teure Grab, welches mir am meisten angeht, ist weit von hier, aber ich durfte auch kürzlich dort einige Blumentöpfe auf dasselbe tun, und mich etwas ausweinen, wonach man leichter fühlt. Gott Lob, es gibt bald ein Wiederseh'n!

Vielleicht erinnern sich noch einige, daß ich voriges Jahr schrieb, daß die Soldaten drei Tote in unserm Missionshof begraben hätten, welches etwas betrübend war, aber zur Ehre Gottes darf ich jetzt berichten, daß die Regierung solche Handlung nicht gut hieß, und Befehl gab, diese Gräber zu entfernen, welches vor einigen Tagen geschah, und zu besonderen Dankbarkeit anregt. Der Herr hat auch darin Gebete erhört.

Weiter darf ich Erfreuliches berichten. Das vorige Mal erwähnte ich, daß unsere Geschwister unter der Leitung des Br. Ling Fa Lau, Mut gefaßt und beschlossen hatten, ein neues Gotteshaus zu bauen, auf den Herrn für die Mittel vertrauend, wovon sie nicht mehr als ein Drittel an Hand hatten, welches Br. Ling schon lange darauf hin zusammengesparrt hatte, wo immer etwas für solchen Zweck einkam, so wie das, was die Geschwister von ihrem Zehnten im vorigen Jahr gaben, und anderes mehr. Ich hörte, ehe ich heim kam, daß die Arbeit gut vorangeschritten sei, aber sie nun die Mittel verbraucht und den Bau einstellen mußten. Dieses gab wieder mehr Anlaß für besonderes Gebet. Da der Geist Gottes manche Geschwister, wo ich arbeiten durfte, die Herzen bewegte, und manche etwas für die Arbeit des Herrn, in welcher ich stehe, an materiellen Gaben beitrugen, und der Herr für mich gesorgt hatte, durfte ich etwas von dem, was der Herr mir gegeben, beitragen, so daß die Arbeit am Bau des Hauses jetzt voran geht. Die Wände sind bald bis am Dach, und es ist erfreulich, wie froh man ist, daß das Haus des Herrn wieder gebaut werden kann. Br. Ling sagte mir, daß er den Geschwistern gesagt habe, daß sie nicht wie die Welt es oft tut, zuerst ansetzen, wieviel jeder geben wolle, und es vielleicht hernach schwer auszuführen sei, sondern jeder solle freiwillig geben, so wie er kann; jetzt etwas und wenn er wieder könne, dann wieder und so immer mehr. Er sagte, daß manche Geschwister sehr nobel gegeben hätten, trotzdem daß keiner wohlhabend ist. Dann haben manche schon recht viel freie Arbeit getan. Er hat nur die Meister angenommen, die die Hauptarbeit tun und verantwortlich sind, und jeder, der willig ist und kann, arbeitet, so viel er kann. Ich wünschte, Geschwister, ihr könntet mal sehen, wie eine Schwester, die 76 Jahre alt ist, schon manch einen Tag ohne Bezahlung dort gearbeitet hat; Ziegeln reinkrazen und zusammenlegen, und Handlangerarbeit tun. Br. Ling hat sehr viele Ziegelsteine, daß heißt, halbe Ziegeln, gekauft, wovon der größte Teil der Wände aufgemauert ist, und diese alle müssen reingekrazt werden. Wer tut es dieser Schwester nach?! Es will so sehr an den zweiten Tempelbau der Kinder Israel erinnern, denn das schöne Gotteshaus mit all den Bänken, der Orgel, und sonstiges ist dem Erdboden gleich gemacht. Die Geschwister in der Reedley-Gemeinde werden etwas mitfühlen können, da ihr schönes Gotteshaus durch Flammen, nicht von Kommunisten, zerstört wurde. Ich freue mich mit, daß sie es wieder dem Herrn weihen konnten. Bitte helft den Geschwistern in Shanghang beten, daß sie dieses auch möchten vollenden können. Der Herr wird auch dafür die Mittel haben.

Sehr ermutigend für mich ist der Gebetsgeist einiger Geschwister. Solche Stunden habe ich in den früheren Jahren und noch nie in Shanghang erlebt. Ich habe eine besondere Zeit des Gebetes: Des Morgens von halb sieben bis sieben Uhr, und mein Gebetszimmer ist offen, und jedem frei, teilzunehmen, wer da will in dieser frühen Morgenstunde. Es ist für mich sehr ermutigend, daß nicht nur Br. Ling Fa Lau sich herzlich beteilicht, sondern auch andre Geschwister kommen täglich dazu. Meistens sind es 10 bis 14 Personen, die sich beteiligen. Hier wird nichts gesprochen, nicht wenn sie kommen, noch wenn sie gehen. Jeder kommt und kniet sich nieder zum Gebet, so wie der Geist leitet; und Geschwister, ich bekenne, daß ich in früheren Jahren viel zu wenig diesen Zweig der Ge-

meinschaft mit dem Herrn und auch mit Gottes Kindern gepflegt habe. O, was haben wir für Stunden der Gemeinschaft mit dem Herrn, und auch unter einander im Herrn.

Auch in den Bibelkonferenzen und Erweckungsversammlungen in welchen ich auf der letzten Reise auf vier Plätzen dienen durfte, war des Herrn Segen sehr fühlbar, indem viele Seelen sich zu Gott kehrten. O, was für spezielle Gebetsstunden haben wir zwischen den Versammlungen gehabt, wo viele Seelen zu mir mit ihren Bürden kamen, und wir miteinander vor den Herrn treten durften. In früheren Jahren kamen viele zu mir mit ihren leiblichen Beschwerden und klagten mir ihre leibliche Not und baten um Hilfe. Jetzt, da nicht viel Geld durch meine Hände in die Arbeit fließt, kommen sie mit ihrer geistlichen Not, und Geschwister, ich durfte mit vielen weinen, und auch mit vielen danken für das Heil in Christo. Solche Stunden habe ich nie in früheren Jahren gesehen. Dann waren auch die Versammlungen besonders gut besucht. So große Versammlungen, wie sie dieses Mal in Swatow waren, habe ich noch nie in China gesehen. In der letzten der speziellen Versammlungen dort mögen wohl an 1700 — 1800 Personen gewesen sein, und es war eine sehr bedeutende Arbeit des Geistes Gottes. In der einen Versammlung kamen mehr als 50 Seelen nach vorne um Vergebung der Sünden zu flehen. O, wie fühle ich oft so tief gebeugt über all dem, was der Herr mich sehen ließ. Dazu hat der Herr mich in schöner Gesundheit erhalten, daß ich recht anstrengend arbeiten durfte. Hatte oft zwei, und drei und auch vier Versammlungen am Tage, welches besonders, wenn sie groß sind, anstrengend ist; aber ich durfte ohne Hinderung, selbst ohne heisere Stimme dieses Mal das Wort verkündigen. Ihm alle Ehre. Nur habe ich in den letzten 6 Monaten Schmerzen im rechten Arm. Wer fühlt danach, mit mir zu beten, daß daraus nichts entstehen möchte, daß der Arbeit hindern könnte? Gott segne euch dafür!

Zwei Dinge von dem, was die Frau unseres amerikanischen Konsuls in Swatow mir sagte, waren mir auffällig. Sie lud mich eines Tages zu sich ins Zimmer zu einem Besuch; und da wir eigentlich nicht bekannt waren, war es mir recht auffallend, daß sie mich, wohl seit dem Tode meiner lieben Gattin, besonders beobachtet habe, und sagte mir, wie sie so interessiert sei für die Arbeit und die Weise, wie ich arbeite, welches sie für die recht Art der Missionsarbeit betrachte, und sie interessierte sich sehr für das, was ich ihr erzählte. So werden wir manchmal beobachtet von solchen, von denen wir nicht die geringste Ahnung haben. Zweitens sagte sie mir, daß sie als Regierungsbeamte zu viel von den Tagesneuigkeiten bekämen, denn es sei sehr aufregend und nervenanstrengend. Durch das Radio bekämen sie die Nachrichten, aus Berlin, aus Paris, aus London und aus Rom, und wie die Nationen sich gegenüberstehen, und wie alles so gespannt ist, und wie alles vorbereitet wird, und wie es sie so aufrege, und was es alles noch geben wird. Ich dachte an die Worte Jesu: „Die Menschen werden verschmachten vor Warten der Dinge, die da kommen sollen." Ja, Jesus kommt bald! O, laßt uns bereit sein, indem wir tun, was wir können, noch diejenigen zur Braut des Lammes zu führen, die dazu gehören sollen. Ich bitte wieder, Geschwister, haltet an, für mich zu beten, denn ich brauche eure Hilfe sehr nötig. Bald werden wieder die schönnen Feste stattfinden, und wenn ihr dann so selig in so großen Versammlungen seid, denket an mich in manchen einsamen Stunden allein im fernen China.

Grüßend in viel Liebe, Euer Mitarbeiter F. J. Wiens.
Shanghang, Via Swatow,
China, den 30. März.

„Licht den Indianern"

Der 4. November 1935 war für uns ein Tag von Bedeutung. Hatte doch der Indianer-Häuptling „Antonio" versprochen, an diesem Tage mit seinen Leuten herzukommen, um seinen dauernden Wohnsitz bei uns aufzuschlagen.

Ein banges Warten! Verschiedene Gedanken fliegen durch das Gehirn. Ob wir uns mit ihnen vertragen werden, oder ihr Vertrauen gewinnen können? Werden sie sehr anspruchsvoll sein? Womit sie ernähren, wenn die junge Missionskasse versiegt? Ob die Wilden überhaupt kommen werden? Hat ein Indianer soviel Ehrgefühl, daß er sein Wort hält? usw. Alles lauter Gedanken, die nach dem Sinne des Sorgengeistes sind und nicht mit Matth. 6, 31—34 stimmen.

Es war für mich ein aufgeregter Morgen. Ich war in unserm provisorischen Häuschen beschäftigt, da meldet Br. Unger: „Die Indianer kommen." Unwillkürlich zuckte ich zusammen. War es Freude oder waren es bange Sorgen vor der Zukunft? Ich weiß es nicht. Nur eins war mir klar, daß dieses ein neuer Abschnitt in meinem Leben bedeutete.

Ich trete zur Tür hinaus und stehe unmittelbar dem Hauptling „Antonio" gegenüber. Er, ein Mann von mittlerer Größe, im besten Mannesalter, in solider, reinlicher Kleidung, einen schönen Hut auf dem Kopfe, die Jagdtasche über der Schulter, das Gewehr neben sich auf der Erde stehend, macht einen sympatischen Eindruck. Hinter ihm seine Frau mit einem Lederfell umgürtet, auf dem Rücken den großen Ballen, der all ihre Habseligkeiten enthält. Die Last wird vermittelst einer Binde mit der Stirn getragen. Oben auf dem Ballen thront noch ein junges Hündchen. In der einen Hand einen langen Stab, mit der andern sich an ihren Mann haltend, zeigt der matte Glanz ihrer Augen, daß sie blind ist.

Wir stehen uns einige Augenblicke stumm gegenüber und sehen uns an. Das Gesicht des Indianers sagt mir deutlich: **„Habe mein Wort gehalten, hier bin ich." Ich begrüße ihn** freundlich. In dieser Zeit sind auch etliche seiner Leute angekommen, die andern kommen in kurzer Entfernung nach. Bald hat sich nun hier eine Gruppe von 7 Männern, 5 Frauen und 4 Kindern angesammelt. Die Frauen und Kinder heiter lachend, die Männer stumm, ernst, doch nicht ohne verkennbaren Ausdruck von Neugierde im Gesicht. Wir unterhalten uns ein wenig mit ihnen und wünschen, daß sie ihre Hütten nicht allzu weit aufbauen möchten. Antonio geht darauf ein, und etwa 50 Meter von unserer Wohnung schlägt er seinen Lagerplatz auf.

Das Bauen der Hütten ist Sache der Frauen, während die Männer plaudernd im Kreise sitzen und abwechselnd die „Te-re-re" mit der Tabakspfeife kreisen lassen. So oft ich noch daran denke, bedauere ich es, daß dieses Bild auf keine Platte gekommen ist.

Der Lengua Antonio hat sein Wort gehalten. Der unverdorbene Indianer kann in dieser Hinsicht wirklich als ein Muster gelten. Das deutsche Sprichwort „Ein Mann, ein Wort" hat auch unter ihnen Geltung. Leider hat sich der Verkehr mit dem Fremden bei ihnen nach der schlechten Seite hin ausgewirkt. Weil der Weiße es ihnen gegenüber mit der Wahrheit nicht allzugenau genommen hat, ist der Braune mißtrauisch geworden und es ist daher manchmal schwer, das Vertrauen wieder zu gewinnen.

Der Umgang mit diesen armen Heiden erfordert viel Weisheit von oben. Unser tägliches Gebet zu Gott ist, daß der Herr uns dieselbe schenken möge, und daß wir auch in dieser Arbeit etwas zur Verherrlichung seines Namens beitragen könnten.

A. Ratzlaff.

Weihnachten.

Es war der Wunsch unserer Missionsgeschwister Ratzlaffs gewesen, der nun auch zur Idee des Missionskomitees wurde, unsern Indianern auf dem Missionskamp eine Weihnachtsbescherung zu veranstalten. Vor dem Feste gingen Bekanntmachungen durch die Dörfer mit der Bitte, sich mit Spenden für die Braunen zu beteiligen. Ein Dorf nach dem andern brachte denn auch die Sammlungen von Gebäck, Nüssen, Eiern, Kleidern und Geld nach der Zentrale. Nur einige Dörfer hatten sich nicht beteiligt. Doch sicher waren nicht die Bewohner der betreffenden Dörfer schuld, sondern die Lässigkeit der Sammler. Einige Dörfer hatten sich über Erwarten beteiligt. Es muß eben eine ganze Seele für die Sache sein, dann kann immer was geschehen.

Der warme Morgen des 26. Dezember findet in der Frühe 15 Fuhrwerke aus verschiedenen Dörfern dem Süd-Westen zustreben. Kurz vor 10 Uhr betreten wir das primitive Häuschen der Geschwister Ratzlaffs, die uns freudig begrüßen. Schnell haben einige Männer noch nebenan ein Zelt errichtet und irgendwie Sitzgelegenheiten beschafft. Nun ist auch der Häuptling Antonio mit seinem **Völklein von 22 Seelen mit Kind** und Kegel zur Stelle. Sie platzieren sich auf einem Plan mit unterschlagenen Füßen.

Der Friedensfelder Chor leitet den Gottesdienst durch Weihnachtslieder ein. Die Gemeinde bestehend aus rund 100 Mennoniten aus den nächsten Dörfern, singt das schöne Weihnachtslied „Welchen Jugel, welche Freude." Unterzeichnete durfte nun einleitend über das Engelwort „Siehe, ich verkündige euch große Freude", sprechen. Br. Harder, der erst vor einigen Tagen aus Deutschland eingetroffen ist, begrüßte die Missionsgemeinde mit dem Wort „Halte im Gedächtnis Jesum Christum." Der Redner zog Vergleiche zwischen dem seinerzeit von seinem Vater gegründeten Waisenheim Großweide und diesem jungen Werke. Auch damals verstanden es nicht alle aus unserm Volke, wie auch heute hier nicht alle mitgehen. Geschwister Ratzlaffs wurde Mut auf ihrem einsamen Posten zugesprochen. — Ruhig sitzen auch unsere braunen Freunde dabei. Kein Schwatzen, kein Lachen, keine Störung. Nur wenn einmal die weihnachtliche Stille des Buschwaldes von dem Schuß eines jagenden Indianers widerhallt, regt sich ihr wildes Blut, bis sie dann wieder ruhig werden. Von Br. G. Giesbrecht wird noch Luk. 2, 10—11 aus einem Evangelium in der Lenguasprache vorgelesen. Die Wörter sind langgliedrig, mitunter von 8 Silben und für uns vorläufig nur mühsam herauszubringen. Durch Gebet und Segen schließt die einfache, erste und deshalb auch historische Festfeier auf dem Missionskamp.

Jeder Indianer erhält zum Mittag eine Portion Gebäck und 2 Eier. Sie ziehen fröhlich in ihre nahen Hütten. Die Mennoniten stellen nun ihren Kaffee und bald sitzt hier und dort eine Gruppe schmausend, während die heiße Sonne direkt vom Zenith heruntersengt.

Nach dem Mittag beginnt die eigentliche Bescherung. Bald tritt der Antonio aus dem Ankleideraum. Er steckt im saubern Hemd mit der Unterhose, hat einen guten Anzug erhalten, eine schneeweiße Weste, ja selbst eine Krawatte. Ein jeder konnte bedacht werden. Die Männer und Knaben erhalten auch je einen neuen Strohhut, während unsere „Mumkis" den Frauen und Mädels neue Tücher nach russischer Weise hinten um den Kopf binden. Es ist eine wahre Lust, die frohen Indianer zu sehen. Nun erhält der Häuptling noch Nüsse, Gebäck und Konfekt, die er in den Hütten selbstlos verteilt. Man muß auch staunen, wie gelassen jeder auf seinen Teil wartet. Kein stürmischer Andrang, kein ungeduldiges Warten, alles in Ruhe. Ob da nicht auch die Mennoniten noch lernen könnten!?

Br. Harder konnte denn auch mehrere Aufnahmen tippen, was die Wilden heut gern geschehen lassen. Bei der Heimfahrt durften wir doch sagen, daß es trotz Hitze und Beschwerden doch gelohnt hatte, dabei gewesen zu sein. Ja, „geben ist seliger als nehmen." — N. S.

(Aus „Menno-Blatt")

In Deutschland

Von Dr. N. J. Neufeld (Winnipeg)

Es sind nun bald zehn Monate, seit wir in Deutschland sind. In dieser Zeit konnten wir uns über manches ein richtiges Urteil bilden. Die zu stürmische Begeisterung oder die vorzeitige unüberlegte Kritik schwinden nach und nach, und eine sachliche, ruhige Beurteilung wird allmählich mehr möglich.

Beim Lesen der deutschen Presse wird man unwillkürlich angenehm berührt von ihrer wahren Darstellung der Tatsachen. Sogar ausgesprochene Gegner des Neuen Deutschlands werden mit Anstand und Takt behandelt. Wie ganz anders ist es mit den großen Tageszeitungen dort drüben, die ich zur Genüge habe kennen lernen! Es ist dort einfach an der Tagesordnung, daß bewußt Lügen verbreitet werden. Die Informationen vom Auslande sind hier vielleicht etwas zu knapp, aber das, was gebracht wird, entspricht der Wahrheit.

Hier in Leipzig ist die Buchdruckerkunst zu Hause. Die entsprechende Fachausbildung wird hier in Spezialschulen geboten; vom Auslande kommen viele zu dieser Ausbildung nach Leipzig. Leipzig hat eine ganze Reihe von erstklassigen Lehrinstituten. In ganzen Straßenzügen reihen sich solche Institute aneinander. Ich möchte hier besonders die Kliniken erwähnen, die in den letzten Jahren

vollständig modernisiert worden sind.

Die medizinische und chirurgische Klinik besteht aus einer ganzen Reihe von 3—4-stöckigen modernen Bauten. Besonders die Hörsäle der Mediz. Fakultät sind erstklassig in ihrer Einrichtung. Mit einem Knopfdruck verdunkelt sich der große helle Hörsaal. Mit größter Klarheit kann man irgend ein Bild aus einem Buche, irgend einen Film oder das feinste mikroskopische Präparat in auffallendster Deutlichkeit projizieren. Die Herzstöße des Patienten kann jeder Hörer klar vernehmen, wenn er sein Statoscop verkuppelt mit dem Ende der Leitung, die vom Patienten zu jedem der Studenten führt. Eine ganze Reihe von Laboratorien stehen den Oberärzten zu wissenschaftlichen Forschungen zur Verfügung. Es ist interessant zu sehen, wie das menschliche Gewebe wochen- und monatelang im Wachstum mikroskopisch beobachtet werden kann auf künstlichem Nährboden. Alle Kranken dieser beiden Kliniken sind in einzelnen Pavillons untergebracht, die einstöckig sind und in einem großen Garten liegen.

Die Frauenklinik in Leipzig (Geh. Med. Rat Sellheim) ist eine der größten in Europa und erst seit etlichen Jahren ganz neu erbaut. Diese Klinik ist wert besichtigt zu werden von jedem Arzt, der nach Deutschland kommt. Es ist nicht der Platz, hier alle modernen Einrichtungen zu beschreiben. Aber die Küche dieses Krankenhauses möchte ich erwähnen. Es ist dies ein großer blitz-blanker Saal mit einer ganzen Reihe von runden Kesseln, wo das Essen, hermetisch verschlossen, unter Dampfdruck gekocht wird. Da gibt es keinen Dampf. Nur ein Herd mit Flamme ist vorhanden. Ebenso modern ist die orthopädische Klinik (Prof. Schede). Gegenüber liegt das imposante moderne Gebäude der deutschen Bücherei, wo alle Schriften und Bücher in deutscher Sprache gesammelt und aufbewahrt werden.

Ein Bücherwurm hat da Material fürs ganze Leben!

Anschließend an diesen Häuserkomplex liegt die schöne russische Kirche, die zur Erinnerung an die Völkerschlacht 1814 erbaut worden ist und einen wunderbaren byzantinischen Stil zeigt. Weiter im Hintergrund hebt sich eindrucksvoll das Völkerschlachtdenkmal vom Horizont ab und die großen 10 Musenhallen.

Die innere Leitung einer Klinik hier in Deutschland ist ganz verschieden von drüben. An der Spitze der Klinik steht der Chef oder Direktor der Klinik. Die ganze Klinik bekommt ihr Gepräge von ihrem Chef; sie ist die Schule des Chefs. Ihm zur Seite stehen 2 oder 3 Oberärzte, die langjährige Erfahrung besitzen; dann kommen noch eine ganze Reihe (8—10) Assistenärzte, von denen jeder einer „Station" (etwa 40 Betten) vorsteht. Alle arbeiten nach der „Schule" ihres Chefs — es wird nur nach der Methode des Chefs operiert und nicht „irgendwie." Wenn der Chef die Visiten bei den Patienten macht (auf jeder Station einmal in der Woche) und der ganze Stab von Aerzten in weißen Mänteln folgt, so macht das einen ungewöhnlichen Eindruck.

Es war mir vergönnt, sechs Monate in der Chirurgischen Klinik (Geheimrat Payr), Leipzig, zu arbeiten und zwei Monate in der chirurgischen Abteilung der Frauenklinik (Prof. Sellheim). Außerdem hatte ich Gelegenheit, in anderen Kliniken für kürzere Zeit das Neueste der medizinischen Wissenschaft kennen zu lernen. Unter anderem die Gastroscopie — Untersuchung des Magens vermittels eines Spiegels (mit einer komplizierten Optik), der in den Magen eingeführt wird. Prof. Henning hat sich besonders um diese Arbeit verdient gemacht. Erst in den letzten Jahren ist diese Untersuchung mehr praktisch zur Anwendung gekommen.

Am 28. März verließen wir Leipzig, um auf 4 Wochen nach Innsbruck, Tirol, zu fahren, wo ich in der chirurgischen Klinik arbeitete und die Kinder sich in der schönsten Natur erholen konnten. Denn sie haben in Leipzig fleißig die Schule besucht.

In Tirol

Innsbruck, im April 1936.

Es scheint mir, als ob wir die schönste Zeit unseres Lebens hier, im wunderschönen Tirol, verleben. Ich versuche garnicht, die Naturschönheiten auch nur annähernd zu schildern. Für solche, die nie die Alpengegend kennen gelernt haben, bleibt nichts anderes übrig, als selbst hierher zu fahren, um sich von dieser überwältigen Schöpfung Gottes zu überzeugen. Ob es noch anderswo in der Welt eine Klinik gibt, wo man durch die großen Fenster des Operationssaals die hohen Bergspitzen, bedeckt mit blendend weißem Schnee, sehen kann, weiß ich nicht. Und tiefer unten kommen das saftige Grün der blumenbedeckten Wiesen und das dunklere Grün der Tannen zum Vorschein.

Ehe ich weiter von hier berichte, muß ich von der schönen Reise von Leipzig nach Innsbruck erzählen.

Von Leipzig aus haben wir mehrere Touren in die Umgebung unternommen, so z. B. nach Naumburg, Borna, Gera, Dresden, Riesa, Halle, Oschatz, ferner mehrere Städte in Thüringen und dem Harz besucht: Köthen, Bernburg, Aschersleben, Quedlinburg, Wernigerode. Dann war ich zweimal in der Tschechoslowakei über Chemnitz, Karlsbad nach Prag, und das andere Mal über Dresden durch die sächsische Schweiz nach Teschen. Man könnte viel Interessantes über diese Reisen berichten, besonders über Deutsch-Böhmen, das ganz von Deutschen bevölkert ist und heutzutage von den tschechischen Machthabern unterdrückt wird.

Beim Abschiednehmen wurden wir erst gewahr, wie viele neue Freunde wir in Leipzig schon hatten.. Da waren die Lehrer und Lehrerinnen unserer Kinder. Sie haben sich in besonderer Weise um unsere Kinder angenommen. Diese sprechen jetzt ein besseres Deutsch und haben vieles aus der Geschichte des deutschen Volkes und dessen Kultur kennen gelernt. Am schwersten fiel der Abschied zwischen unserem Ernst (3½ Jahre) und seinen vielen Freunden im christlichen Hospiz, wo wir 7 Monate wohnten. Manches Täßchen Kakao hat der kleine Bub von seinen Gönnern in der Hotelküche bekommen. Auch die vielen Theologiestudenten, die hier ihr Heim hatten, verloren hier ihren kleinen treuen Freund.

Von Leipzig ging's in Richtung Jena. Das Wette war klar und warm, sodaß wir die Schönheiten Thüringens genießen konnten. Es war für uns überraschend, daß Deutschland so schön ist. Die Strecke Rudolstadt-Saalfeld war herrlich. In Milbitz besuchten wir die Eltern von W. Krämers, Winnipeg. Dort aßen wir von der berühmten Thüringer Wurst und von dem volkstümlichen Bauernbrot, so groß „wie'n Wagenrad." In Probstzella, einem kleinen Städtchen, blieben wir über Nacht, und früh morgens ging's weiter. In Bamberg besichtigten wir den altertümlichen berühmten Dom während des Gottesdienstes. Ein junger Priester hielt eine gediegene Predigt in verständlichem Deutsch.

Dann kamen wir nach Nürenberg,

der alten, schönen Stadt von einer gut erhaltenen Stadtmauer mit vielen Türmen umgeben und von der alten Burg überragt. Es gibt wohl keine moderne Stadt mehr, in der die Zeugen alter und großer Vergangenheit noch in gleicher Fülle erhalten geblieben sind. In dem „Bratwurstglöcklein" (erbaut 1313), der weltbekannten ältesten Gaststätte, wo noch der Stammtisch der alten Meister erhalten ist und die Krüge, aus denen sie getrunken, bekamen wir die weltberühmten Rostbratwürstchen mit Sauerkraut vorgesetzt. Hier war die Stätte, wo Hans Sachs und Albrecht Dürer und andere berühmte Meister als Stammgäste einkehrten. Dieser kleine gemütliche Raum, vollgepackt mit Erinnerungen aus jenen alten Zeiten, macht einen seltsamen Eindruck auf den Eintretenden.

Bald waren wir in München, dem künstlerischen Kleinod unter den deutschen Städten. Wir hatten nicht Zeit, die Museen und Gemäldegalerien zu besichtigen, aber wir fuhren die Ludwigstraße und die Maximilianstraße entlang, zwei der schönsten Straßen Deutschlands und sahen uns das neue Rathaus und die Frauenkirche an. Auf dem Königsplatz besichtigten wir das Braune Haus und die Ehrentempel für die Gefallenen des 9. Novembers 1923. Der kleine Ernst ging dem einen Wachposten am Braunen Haus entgegen und gab prompt mit erhobenem Händchen den deutschen Gruß. Mit Schmunzeln erwiderte ihn dieser. Das machte dem kleinen Burschen Spaß, und er wiederholte dasselbe bei anderen Posten.

Von München fuhren wir bis Kaltkirchen auf der vielbewunderten Reichsautobahn. Ein wunderbares Gefühl erfaßt den Autofahrer auf so einer breiten starken Zementstraße, umsäumt von grünem Rasen und niedrigen gepflegten Heckensträuchern. Wir kamen über Bad Tölz, Kochel, Kochelsee, Walchensee. Diese Strecke ist reizend schön: spiegelklare Seen, eingerahmt von steilen, felsigen Ufern, wo der Weg bald ganz oben in die Felsen geht und bald unten am See entlang, ein unvergeßlicher Eindruck. Bald waren wir in Mittelwald, und am 30. März, um 4 Uhr nachmittags, fuhren wir über die Grenze nach Oesterreich, ins schöne Land Tirol.

Bekanntlich war am 29. März die große Abstimmung,

und es war von größtem Interesse, an diesem so wichtigen Tage durch die Gaue und Städte des Deutschen Reiches zu fahren. Die Straßen waren dicht geschmückt mit Fahnen, und die ganze Bevölkerung war auf den Beinen: alle gingen zur Abstimmung. Heute ist der nie dagewesene Erfolg bekannt: 99 Prozent für den Führer.

Es war uns vergönnt, am 26. März in Leipzig den Führer persönlich zu sehen und sprechen zu hören — aus nächster Nähe. Ich war etwa 15 Schritte von der Rednertribüne entfernt. Man muß es selbst erleben, was es bedeutet, wenn ein Mann solch eine Begeisterung und Zustimmung bei einer ungeheuren Volksmenge hervorruft. Ich habe aufmerksam die Rede verfolgt und besonders den Redner immer wieder angeschaut. Von der 2. Reihe aus konnte ich das gut tun. Es war etwa die 9. Rede, die Hitler im Wahlfeldzug hielt. Außerdem waren in den letzten Tagen manch weitreichende Beschlüsse gefaßt worden — und doch fiel mir die gesunde Frische des Führers auf. Die Augen hatten einen ernsten, durchdringenden Blick. Die Gesichtzüge waren ernst, und die Stimme ruhig, auffallend ruhig und sicher und blieb klar und rein bis zum Schlusse der langen Rede.

Die Rede selbst war durchaus einfach gehalten, aber mit solch überzeugender Logik, daß jeder, auch der Nichtgebildete, leicht folgen konnte. Gerade diese packende Ueberzeugung ergriff die Menge der Zuhörerschar, daß immer wieder rasender Beifall aufbrauste. Auch der verbissendste Kri-

(Fortsetzung auf Seite 13)

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba

Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50

Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen, auch den der alten Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsere Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch den Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Unser Väter Glaube oder National-Sozialismus.

Ehe ich auf meinen Hauptpunkt komme, muß ich nach zwei Seiten Klarstellungen versuchen.

1. Wie ich sicher überzeugt bin, daß Gott unserm Volk in Rußland zur rechten Zeit, in einer sehr kritischen Periode, den rechten Führer und schließlich den „Moses", B. B. Janz, gegeben hat, der einige Zehntausend aus dem Lande des Schreckens herausführen durfte, so auch in Deutschland zur Zeit, als der Bolschewismus drohte, das Land zu überschwemmen und ähnliche Zustände wie in Rußland herbei zu führen, Gott dem deutschen Volke den mutigen und mit allen nötigen Eigenschaften ausgerüsteten Führer Adolf Hitler gab. In beiden Fällen sehe ich ganz klar Gottes Fügung.

Damit ist gar nicht gemeint, daß man zu allem, was in Deutschland im Dritten Reich geschieht, Ja und Amen sagen muß. Ferner, daß wir als Mennoniten uns in unsern Traditionen, viel mehr als das, biblisch begründeten Ueberzeugungen von der Wehrlosigkeit irgendwie abbringen lassen dürfen.

2. Unsere Einstellung zu jenen, die damals die Waffe ergriffen, darf nicht den Charakter der Revanche tragen. Wir müssen aber versuchen, jene Personen, von denen ich mit mehreren gesprochen habe, zu verstehen Angesichts der Greuel, die man auch z. B. an Frauen und Jungfrauen in unsern Dörfern verübte, ist es mir wenigstens unmöglich, scharf über solche zu urteilen, die da sagten: Unter diesen Umständen ist es einfach unsere Pflicht, auch mit der Waffe in der Hand und mit eigener großen Lebensgefahr zum Schutz unserer Familie einzustehen. Ich meine auch, daß weniger unsere aktiven Kämpfer an der Front, als gewisse „Großen" unseres Volkes die Wehrlosen als Feiglinge beschimpften und ihnen scharf zusetzten. Einige, doch wohl nicht viele, von diesen mögen vielleicht auch, wie jemand sagte, mehr das Geschossenwerden als das Schießen gefürchtet haben.

Trotz allem diesem glaube ich entschieden, daß es nicht nur ein großer Fehler, sondern auch eine Sünde war, daß wir zum Selbstschutz übergingen. Was einer tut, muß nicht unbedingt auch eine Sünde von einem andern sein. Die Deutschen als Volk standen und stehen nicht auf dem Standpunkt: „So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar." Tut das irgend ein Volk? Oder auch, hat es in der Völkergeschichte etwas dergleichen gegeben? Denken wir an England unter Cromwell. Die meisten unserer jungen Leute aber waren in der Schule und in der Kirche zur Wehrlosigkeit erzogen, hatten sich gewissermaßen durch ein feierliches „Ja" zu den Lehren unseres mennonitischen Katechismus bekannt und verpflichtet. Ich meine, wenn junge gläubige Personen unseres Volkes in jener Zeit mehr auf die Stimme Gottes und ihres Gewissens geachtet hätten, dann hätten sie die Waffe nicht genommen.

Die Zeit unseres Selbstschutzes datiert zurück in die Zeit der deutschen Besatzung 1918. Ihr Einrücken in unsere Gegend war für uns eine Rettung aus Terror und Anarchie. Wir konnten nicht anders, als den Deutschen dankbar sein für ihre Hilfe in großer Not.

Da hätten die deutschen Offiziere aber doch auch ein wenig auf unsere Glaubensgrundsätze Rücksicht nehmen sollen. Statt dessen „wünschten" sie, daß unsere Allgemeine Konferenz, damals 31. Mai 1918 in Lichtenau, sich für die Wehrhaftigkeit entschließen sollte. Es wurde viel darüber diskutiert, es war ein gewisses Nachlassen von der so lange strikt festgehaltenen Wehrlosigkeit bemerkbar, doch stimmte die große Mehrheit für die Wehrlosigkeit, wollte aber denen, die nach ihrer Ueberzeugung, die Waffe nehmen wollten, keine Hindernisse in den Weg legen und sie als vollberechtigte Kirchenglieder anerkennen. Die deutschen Offiziere gaben sich damit nicht zufrieden, sie wollten augenscheinlich in unsern deutsen Kolonistenkolonien einen Stützpunkt ihrer reichsdeutschen Politik haben. Daß sie, wenn die Gefahr drohte, wie Vögel auf den Aesten leicht über die Grenze fliegen könnten, während wir durch unsere russische Untertanschaft und besonders auch durch unsere Scholle gebunden seien, wurde von den meisten der Unsern nicht klar durchschaut.

Die Verhältnisse gestalteten sich viel ernster, als wir anfangs ahnten. Von deutschen und russischen Offizieren gestärkt, meinten einige unserer Vordermänner, wohl gänzlich ohne nach Gottes Willen zu fragen, einen Druck auf die Gesamtheit unseres Volkes ausüben zu sollen.

Ich habe als damaliger Redakteur, der ich, obzwar auch etliche Zeit etwas schwankend, doch mehr für die Wehrlosigkeit eingetreten war, von der Schmach der Wehrlosen ein wenig mittragen müssen.

Es war kurz vor dem Zusammenbruch der Front in der Prischiber Wollost, als zwei Männer der Reichsdeutschen zu mir kamen und erklärten, sie würden etwas schreiben, was ich dann unterschreiben sollte, natürlich einen Widerruf. Ich war trotz der drohenden Stellung nicht erschrocken, wohl aber erstaunt über solche Zumutung. „Was?!" sagte ich ihnen, „Sie wollen etwas schreiben und ich soll das unterschreiben?" — „Das werden Sie", erklärten sie in drohendem Ton. Der Sprecher war ein gewisser Müller, wohl ein kleiner Offizier. (Ich meine nicht, daß er kurz von Person war.) Meine Antwort war: „Das wird nie passieren. Das wird vergebliche Liebesmühe sein." Darauf folgten verschiedene Ausdrücke, die von tiefer Verachtung gegen mich, z. B. „wenn Sie so weit denken können", aber auch von schweren Drohungen zeugten. Diese Verachtung ist ihnen jedenfalls auch, wenigstens zum großen Teil, von unseren „Großen" eingetrichtert worden. Die Drohungen prallten ab, indem ich wußte, daß ohne Gottes Willen nicht ein Haar von meinem Haupte fallen würde. In dieser Zeit fing die Front an, sehr „schlofel" zu stehen. Da wurde wohl auch zum Teil von unsern Obern, ein deutscher Ober-Leutnant zum „Feldhauptmann" an der Prischiber Front gemacht, der sollte die Situation retten. Nun kam noch einmal dieser Müller zu mir und erklärte, er, wohlgemerkt, er, der kleine Offizier zuerst, und der Herr Ober-Leutnant hätten etwas aufgeschrieben, das solle ich unterschreiben. Selbstverständlich blieb ich fest, ließ sie schließlich stehen und ging auf den Hof.

Wohl zwei Tage später in der Nacht wurden wir geweckt mit der Nachricht vom Oberleutnant daß, wer sein Leben retten wolle, müsse sofort flüchten. Es wäre viel besser gewesen, wenn wir in ernstem Gebet erwartet hätten, was der Herr zulassen würde, es wäre wenigstens in dieser Zeit nicht so viel gestohlen worden.

Es war nicht das erste Mal, daß ich als ein „Ignoramus" behandelt wurde, auch nicht das letzte Mal. Nun, ich weiß wohl, daß meine schulmäßige Bildung sehr mangelhaft war und ist, doch der Grund der scharfen Opposition gegen mich war in vielen Fällen nicht dieses, sondern meine innere Ueberzeugung, die ich dann auch öffentlich zum Ausdruck brachte. Die Geschichte macht manches klar, was vorher mehr nebelhaft vor uns schwebte.

Wir wollen Deutsche sein und bleiben. Es freut mich, daß unsere Eingewanderten aus Rußland, von Ontario bis B. C., wo sie in größern Gruppen angesiedelt haben, Schulen für Deutsch und Religion bauten, trotz großer Armut und allerlei Schwierigkeiten. So auch in Südamerika. Wir wollen uns von dieser Einstellung nicht abbringen lassen.

Wir wollen aber dabei auch die Sprache unseres neuen Vaterlandes nicht versäumen und unsere Jugend sie so gründlich wie nur möglich lernen lassen. Wir wollen loyale Bürger unserer Staaten, Canada oder U.S.A., sein, wie wir das auch in Rußland waren. Lieder wie „Deutschland, Deutschland über alles" wären, von uns gesungen, taktlos und durchaus unangebracht.

Wir wollen auch wohlwollend zu Deutschland stehen und gelegentlich den Hetzartikeln der amerikanischen, vielfach von Juden inspirierten, Zeitungen entgegentreten. Die ganze Welt müßte Deutschland dankbar sein für den Schutzwall gegen die Rote Flut vom Osten. Und nach meiner Ueberzeugung ist das Friedensangebot Hitlers die hervorragendste Tat der letzten Jahrzehnte im Interesse des Weltfriedens und speziell auch des Friedens in Europa.

Wir sind Deutsche und lieben Deutschland, wir sind aber nicht Reichsdeutsche und nicht National-Sozialisten. A. K.

Sonntagsschularbeiter-Konferenz.

So Gott will und wir leben, soll die diesjährige Mennonitische Sonntagsschularbeiter-Konferenz Sonntag, den 14. Juni, stattfinden. Ort: Menn. Brüder-Kirche, 621 College Ave., Winnipeg, Man. Jeder, der sich für die Arbeit in der Sonntagsschule interessiert, ist herzlich eingeladen.

Näheres in einer späteren Nummer dieses Blattes.

Der Ausschuß.

— **Amerikas Nationalschuld wird** im nächsten Jahr auf 37 Milliarden anwachsen.

— **Moskau. Der Berliner Vertrag,** durch den sich Sowjetrußland und das Reich verpflichten, an keinem Angriff einer dritten Macht auf einen der beiden Vertragspartner teilzunehmen, scheint für weitere 2 Jahre in Kraft zu bleiben. In Regierungskreisen hörte man, daß keine Schritte unternommen wurden, um den Vertrag zu kündigen, der ein Jahr nach Kündigung abläuft. Eine etwaige Kündigung hat laut den Bestimmungen des Paktes bis zum 24. April jedes Jahres zu erfolgen. Der Vertrag würde dann seine Gültigkeit am Ende des nächsten verlieren.

Aus den Erlebnissen eines alten Pfarrers.

In Vertretung.

Es war an einem Sonnabend im frühen März. Die blakende Petroleumlampe auf der weltfernen Kleinbahnstation brannte trübe. Eine Schar von Fahrgästen, meist Arbeiter, wartete auf den Nachmittagszug und stand fröstelnd im pfeifenden Ostwind.

„Morgen haben wir Schnee“, sagte ein wettergebräunter alter Mann. Endlich blitzten die Lichter der Lokomotive durch die Finsternis. „Gott sei Dank“, seufzte Frau Usquart.

Eine Menge Menschen stieg aus, aber in dem Gedränge und der trüben Beleuchtung spähte sie vergebens nach dem, den sie erwartete. Nirgends ein Mensch, der auch nur im entferntesten an einen Pastor erinnerte. Neben sich hörte sie auf einmal eine Frau sagen: „Tausend Dank, ich kann nun schon alles allein fort bringen. Es ist garnicht zu schwer. Hab' schon andres geschleppt.“ Als Frau Usquart eben unverrichteter Sache den Bahnhof verlassen wollte, erblickte sie eine hohe Gestalt, die damit beschäftigt war, die Klappen an seiner Filzmütze unter dem Kinn zuzuknöpfen. Sie trat auf den Fremden zu und fragte schüchtern: „Doktor Lindner?“

„Warum nicht vielleicht Doktor Luther?“ fragte der zurück und lachte ein helles, ansteckendes Lachen. „Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?“ gab er zurück. „Nun, die Frau Pastor“, erwiderte sie bescheiden. „Und hier ist auch ein Junge, der das Gepäck tragen kann.“

Niemand, dem jemals der alte Pastor die Hand geschüttelt hatte, vergaß den warmen Druck der seinen: es ging richtig Kraft und Ermutigung davon aus.

„Sie hätten bei dem Wetter besser getan, in der warmen Stube zu bleiben“, sagte er, zu seiner Begleiterin gewandt. „Ja, den kleinen Koffer darf der Junge nehmen, aber dies muß ich selber tragen.“ „Dies“ war in weißes Papier gewickelt und schien etwas sehr wertvolles zu sein, wenigstens trug es der Doktor fabelhaft vorsichtig.

„Wie geht's den Kindern“, fragte er jetzt.

„Sie sind ganz fidel“, erwiderte Frau Usquart. „Woher wissen Sie denn überhaupt etwas von meinen Kindern?“

„O, ich weiß eine Menge Sachen, von denen sich andere nicht träumen lassen“, sagte er vergnügt. „Obgleich wir uns noch nie gesehen haben, weiß ich doch einen Haufen Dinge über Sie. Zum Beispiel weiß ich, daß Ihr Mann leidend ist und darum komme ich ja, um ihn zu vertreten. Wie gehts ihm?“

„O, es geht ihm ganz leidlich“, gab sie heiter zurück, es schien ihr, als wäre es lange nicht mehr so kalt draußen, oder hatten sie jetzt den Wind im Rücken, der ihr vorher so scharf ins Gesicht blies? „Er hofft, im nächsten Monat schon heimzukehren.“

Er wollte alles ganz genau über ihren Mann wissen und als sie endlich das Pfarrhaus erreicht hatten, waren sie so vertraut wie alte Freunde mit einander.

„Wo sind die Kinder?“ fragte er, als sich die Haustür kaum hinter ihnen geschlossen hatte. Auf den Ruf der Mutter eilte das junge Volk herbei. In schnellem Kinderinstinkt hatten sie bald herausgefühlt, daß sie es mit einem Kinderfreunde zu tun hatten. Im Handumdrehen wußte er nicht nur ihre richtigen, sondern auch ihre Nachnamen, er konnte sagen, wie alt sie waren, und was sie gern hatten und was nicht. Selbst der Hund Bobby, ein Geschöpf von übernatürlicher Klugheit, machte ihm bereitwillig alle seine phänomenalen Kunststücke vor und behandelte den Doktor, wie dieser sagte, „gleich einem lang vermißten Bruder.“

„Kommt mal alle mit“, rief er, ins Eßzimmer vorauseilend, „wir wollen mal sehen, was in diesem Paket ist.“ Alle Kinder umringten den alten Herrn und sahen mit Spannung zu, wie er die Schnur löste, die Hüllen auseinanderschlug und auspackte. Seit Vaters Erkrankung hatte man im Pfarrhaus nicht so herzlich gelacht, wie heute.

Ja, und was kam da alles zum Vorschein: Schokoladentiere, Plätzchen, Süßigkeiten aller Art, eine Bulldogge aus Stoff und Pappe, die einem lebendigen Hund so ähnlich sah, daß man es nur Bobbys Höflichkeit zuzuschreiben hatte, daß er diesen Köter nicht sofort tätlich angriff.

Das gemeinsame Kaffeetrinken das nun folgte, glich mehr einem Fest, als einem alltäglichen Beisammensein, und das nicht weil es irgend etwas Besonderes gegeben hätte, sondern einfach, weil der gute alte Doktor dabei war, der alles mit seiner Fröhlichkeit in Atem erhielt. Niemand wußte, wie er hinter Bobbys Schwäche für Zucker gekommen war, aber der kleine Schlauberger fand sich plötzlich unter dem Stuhl des Doktors, wo er mit Behagen und Gekrach an einem Stück Zucker herumbiß.

Mitten in all dies Vergnügen hinein tönte die Klingel des Postboten, der ein längliches Paket für die Frau Pastor brachte. Dieselbe warf einen Blick auf die Anschrift. Dann legte sie es, als gebildete Frau, die weiß, was sich schickt, beiseite. Der Doktor hatte natürlich sofort begriffen. „Das Paket ist wohl von ihm?“ fragte er verständnisvoll. Sie errötete schuldbewußt. „Soll ich den Bindfaden durchschneiden?“ schlug er vor und zog bereitwillig sein Messer aus der Tasche. „Ich bin ja im ganzen gegen solche sündhafte Verschwendung, aber unter den obwaltenden Umständen — Sie haben doch schon mindestens zehnmal sehnsuchtsvoll hinübergeblinzelt — ist es wohl erlaubt, etwas schneller vorzugehen, als gewöhnlich.“

Das war weise gedacht und gesprochen! In einem Nu waren die Fäden gelöst und das Papier zur Seite geschoben. Ein blauer Karton kam zum Vorschein. Wer nun aber denkt, daß der Pastor seiner Frau irgend eine große Kostbarkeit schickte, der braucht erst garnicht weiter zu lesen. Denn als der alte Herr vorsichtig das Seidenpapier auseinanderschlug, lag darin eine einfache, weißseidene Bluse. Und weil die törichte Frau sich doch eigentlich schrecklich nach „ihm“ gebangt und um „ihn“ geängstigt hatte, füllten sich ihre Augen, als sie sich jetzt über den Karton beugte, mit Tränen. Der Doktor tat, als bemerkte er nichts dergleichen.

„Na, na“, sagte er, „welch ein Verschwender, für das Geld hätte er doch ein vegetarisches Kochbuch für Menschenfresser oder Sonnenschirme für die Eskimos oder sonst was Praktisches erstehen können. Aber was tut er? Kauft ausgerechnet seiner Frau eine Bluse! Hat man so was je gehört! Ich werde ihn beim Konsistorium verklagen. Sie wollen das Ding doch nicht etwa morgen gleich anziehen?“ fragte er mit besorgter Miene.

„Gewiß will ich das!“ rief sie ganz energisch.

Er seufzte und schüttelte den Kopf in komischem Entsetzen. „Ach“, rief er dann, „da liegt wohl gar noch ein Brief auf dem Grunde dieses unergründlichen Kartons. Was schreibt er, wie geht es ihm? Ich muß alles wissen.“

Als der Abend gekommen war, fragte er: „Wollen wir noch Andacht halten, ehe die Hühner hier ins Nest fliegen? Ja?“

Man las umsichtig einen Abschnitt der Bibel. Als der jüngste Knabe vorlas, daß die Schriftgelehrten und „Parasiten“ den Heiland versuchten, so schien der Fehler nicht so groß, wie die andern annahmen, so freundlich lächelte der alte Herr Pastor dazu. In seinem Gebet flehte er Gott an, die Kinder zu segnen und aller Augen vor Tränen zu bewahren. „Für die Liebe, welche Mann und Weib, Bruder und Schwester verbindet, danken wir dir, o Herr“, und dann schloß er mit seiner liebsten Bitte: „Birg uns unter dem Schatten deiner Flügel und laß uns alle Tage unsres Lebens bis an unser Ende darunter bleiben.“

Die Gegenwart des Unsichtbaren füllte den Raum; und machte ihn zum Heiligtum, während der alte Mann sein Herz vor dem himmlischen Vater ausschüttete, „wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten.“

* * *

Klar und wolkenlos grüßte der Sonntagmorgen die Erde. Der Schnee hatte augenscheinlich seine Pläne geändert und war woanders hingegangen und eine Lerche sogar schmetterte ihre Loblieder über den das Pfarrhaus umgrenzenden Feldern.

„Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat“, las der alte Doktor und dann blickte er, seine Augen von der Bibel erhebend, in die sonnenbeschienene Welt hinaus. „Das sieht Ihm ähnlich“, sagte er im Selbstgespräch ehrfurchtsvoll und dann noch einmal: „Ja, das sieht Ihm ähnlich.“

Vom alten Doktor auf der Kanzel möchte ich nicht viel reden, ich kann nur sagen, daß er vor die Gemeinde mit neu gemünzten, altbewährten Wahrheiten trat, die mit Himmelsstrahlen übergoldet waren. Sein Text lautete: „Herr, wir wollten Jesum gerne sehen.“ Und vor seinen Worten beugten sich die Hörer wie das Korn im Wind. Ein kleiner Junge, der neben seiner Mutter im Pastoratsstuhl saß, flüsterte in ihr Ohr: „Sieht er jetzt wirklich den Herrn Jesus. Ich glaube sicher, er kann ihn sehen. Ich wollt, ich könnte das auch.“ Ja, wenn die, welche reines Herzens sind, Gott schauen, so schaute ihn der liebe alte Pastor zuerst. Aber auch manches sündenverdunkelte, belastete und beladene Herz, wagte sich näher heran an den großen Meister, um einen neuen Gnadenblick von ihm aufzufangen. Sie sangen:

„Ich weiß einen Strom, dessen herrliche Flut,
Fließt wunderbar stille durchs Land.“

Der alte Herr stand auf der Kanzel und sang mit. Das Licht fiel auf seine weißen Haare und webte einen hellen Schein um sein Haupt, als er die Hände zum Segen erhob. Und die Leute meinten, sie sähen eines Engels Angesicht.

Als der Doktor nach beendetem Gottesdienst dem Pfarrhaus wieder zuschritt, fühlte er sich angegriffen. „Es gibt keine Wortverkündigung ohne Altaropfer“, sagte er sich. Ein junger Mann, der dem Gottesdienst beigewohnt hatte, schritt hinter ihm und sah wie müde der alte Herr ging. Er trat bescheiden neben ihn und fragte: „Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, Herr Pastor? Wir haben den gleichen Weg.“

Das erschöpfte Angesicht des Doktors leuchtete auf und sah auf einmal ganz jung aus.

„Mein lieber junger Frund, wie freundlich ist das. Ich nehme Ihren Arm von Herzen gern. Wissen Sie“, und er dämpfte seine Stimme, „es geht mir wie dem Teufel, das heißt ich bin alt. Aber ich bin nicht krank, nur grade ein bischen angegriffen.“ Und dabei lachte er so fröhlich, daß keiner weder das eine noch das andre von ihm glauben konnte.

„Auch in andrer Hinsicht noch, habe ich Aehnlichkeit mit dem Teufel“, fuhr er fort, augenscheinlich Gefallen an diesem sonderbaren Vergleich findend. „Ich muß mich ranhalten, denn ich weiß, daß meine Zeit kurz ist. O, was war das heute für eine Gelegenheit, der Jugend das Wort zu sagen. Wie habe ich den himmlischen Vater gebeten, mir das rechte Wort für Euch alle zu geben.“

Sie wanderten still weiter, es war ein Abendgottesdienst gewesen. Die Sterne leuchteten über ihnen. Und grade, weil des jungen Menschen Herz so sehr voll war, vermochte er nicht ein einziges Wort hervorzubringen. Da begann der alte Doktor, der das wohl fühlte, von seinem Lieblingsthema, den Wundern der Sternenwelt zu sprechen. Er entzückte das lauschende Ohr seines jungen Begleiters durch all sein Wissen. Der alte Doktor blieb immer ein Schüler, er lernte aus allem.

(Schluß auf Seite 10)

Reggfields Tochter.

Von Anna von Blomberg

(2. Fortsetzung)

Nun endlich erschien die Beschützerin samt ihrem Gemahl ganz erhitzt und außer Atem. „Meine liebe, kleine Gräfin," sagte sie, „auf keinen Fall dürfen Sie zu Fuß nach Hause gehen. Sie könnten sich erkälten. Mein Mann wird eine Drosche besorgen."

Aber Agnes widersprach, es sei nicht kalt, und der Weg sei ja so kurz und lohne erst nicht das Einsteigen. Die Beschützer dagegen sprachen von Pflicht und Gewissensbissen und wie ja allerdings ein besserer Schutz gar nicht gedacht werden könnte, als der des Herrn Oberst. Das Ende war, daß die Beschützer in einer Drosche davonfuhren und Agnes mit Barrnbek ging.

Was sie auf dem Wege sprachen, waren unwichtige Dinge, aber durchzittert von einem unbestimmten Glücksgefühl. Zum rechten Hören und Erzählen wollte er morgen kommen, meinte Barrnbek; heute sei er zu kunstberauscht. Und dann standen sie vor dem wohlbekannten Hause, und Barrnbek zieh sich eines schauerlichen Verbrechens, das er vor etlichen Stunden hier begangen habe. Als er auf Agnes' Drängen endlich berichtete, er habe auf die alte Schachtel geschimpft, die ihm die Wohnung weggeschnappt hätte, da klang ihr Lachen so silberhell, dachte der unmusikalische Oberst, wie einer ihrer perlenden Läufe auf der Violine.

„Warten Sie, Sie unhöflicher Herr, das werde ich Tante Maria sagen," drohte Agnes. „Meine Tante ist keine alte Schachtel, das bitte ich mir aus."

„Dann wirst du es wohl sein, die ich gemeint habe," antwortete er.

„Ja, dann bin ich es," rief sie und schlüpfte ins Haus. Er hörte noch ihr herzerquickendes Lachen, als die schwere Thür sich geschlossen hatte.

Eine ganze Weile stand er und sah an dem Hause hinauf, über das der Schein der Gaslaternen Licht und Schatten warf. Wie oft hatte er hier gestanden, wie oft war er durch diese Thür ein- u. ausgegangen! Ihm war sehr wunderlich zu Mute. Das Bild des unvergeßlichen Freundes stieg greifbar deutlich vor ihm auf, und immer mußte er dazu murmeln: „Reggfields Tochter." Das Leben hatte ihn umhergeworfen von einem Ende des Reiches an das andere, ungezählte Menschen hatte er kennen gelernt, aber keinen wieder gefunden, den er mit der gleichen Liebe hätte umfangen können, wie seinen Reggfield. Der Schmerz um seinen Verlust bebte heute in ihm nach, fast wie in den ersten Zeiten, und doch regte sich daneben jenes unbestimmte Glücksgefühl. Ihm war, als sei der geliebte Freund ihm wiedergeschenkt, wenn auch in anderer Gestalt. „Reggfields Tochter" murmelte er noch einmal, und dann trat er endlich den Rückweg an.

Der nächste Morgen war ein echter Herbstmorgen, verschleiert und von Nebeln verhangen; aber es war derjenige Nebel, über den sich nach kurzem Kampfe siegreich die Sonne erhebt, um ihre Strahlen auf weißem Reif funkeln zu lassen. Bräutlich geschmückt lag nun die Erde da, wie traumverloren in ein spätes Glück. Die Luft gewann mehr und mehr die wunderbare Klarheit, die dem Blick endlose Fernen erschließt, als könnte er bis in den strahlenden Himmel dringen.

Agnes Reggfield saß auf dem kleinen Balkon, der an der Rückseite des Hauses wie ein Schwalbennest über dem Gärtchen hing. Drunten blühten Astern, Levkoyen und Reseda, umflattert von braunen Faltern, und droben sang das junge Menschenkind mit leiser Stimme ein schwermütiges Volkslied. Seltsam klangen die Worte hoffnungsloser Sehnsucht aus diesem rosigen Munde, umtönte die ernste Weise dies Haupt, dem Jugend und Schönheit ein Diadem verliehen hatte. Und doch war es ein lieblicher Sang, und durch die halbgeöffnete Thür klang die süße Stimme hinein in das lauschige Zimmer, wo Maria Vironesa am Schreibtische saß und schrieb. Daß der alte, vornehme Name nun doch über das schlichte „Viriletti" den Sieg davongetragen, hatte er Agnes zu verdanken. Sie war stolz auf ihre Vorfahren, aber sie wollte auch keinen Rang einnehmen, den die geliebte Tante nicht teilte.

Maria war immer noch eine sehr anziehende Erscheinung. Was sie an Jugend verloren hatte, ersetzte eine anmutige Würde, und die blauen Augen blickten noch ebenso klar und ebenso tief, wie einst, nur milder

„O wie liegt so weit,
O wie liegt so weit,
Was mein einst war!"

sang Agnes draußen.

Maria legte die Feder weg. Ein wehmütiges Lächeln spielte um ihren Mund. Ahnungslose Jugend, schimmerndes Gold umgibt dich, aber du blickst daran vorüber und suchst in der Ferne, was dir zu Füßen liegt. Du träumst von einem unaussprechlichen Glück und weißt nicht, daß dieses Suchen und Fragen, dieses Hoffenkönnen auf etwas Hohes, Ungekanntes eben das Glück ist, nach dem du dich sehnst. Träume weiter. Wenn du zur Erkenntnis kommst, liegt das Glück schon in der Vergangenheit, und manche vernarbte Wunde im Herzen zeugt von dem hohen Preise, mit dem du das Erwachen erkauft hast.

War es wirklich so? Lag nicht auch in der Reife, in dem ruhigen Uebersehenkönnen alles dessen, was früher geheimnisvoll schien, ein Glück? Man blickt wohl oft wehmütig zurück und nicht mehr sehnsüchtig voran, aber man erkennt auch klar, das die verrinnende Stunde schenkt. Ob auch der Schimmer verblichen ist, wenn nur das Gold selbst fest und sicher im verborgenen Schreine ruht.

Maria hatte das Haupt in die Hand gestützt und lauschte still dem klangenden Liede. Es mochte dabei wohl so manches Bild aus vergangenen Tagen an ihrem inneren Auge vorüberziehen.

Da tönte draußen die Entree-Glocke, und bald darauf trat ein schmuckes Stubenmädchen herein und meldete Gräfin Vironesa einen Besuch.

Agnes hörte nichts davon; sie war der Gegenwart entrückt, und Maria rief sie nicht. Sie ging allein hinüber in das große Vorderzimmer, wo der Besuch — sie wußte ja, wer es war — ihrer harrte.

Barrnbek stand an der Wand und war ganz versunken in den Anblick eines lebensgroßen Portraits, das dort hing. Bei Marias Eintritt fuhr er herum und kam ihr mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Unverschämt früh, nicht wahr?" fragte er. „Aber es ließ mir keine Ruhe mehr. Fräulein Maria — gnädigste Gräfin, haben Sie eine Ahnung, wie ich mich freue?"

„So ziemlich," antwortete sie lächelnd; „ich habe ja meine eigene Freude als Maßstab."

Er drückte ihre Hand. Dann zeigte er auf das Portrait. „Woher haben Sie dies wundervolle Bild von meinem Reggfield? Das hatten Sie früher noch nicht."

„Ich hatte es vor einigen Jahren für Agnes malen lassen," antwortete Maria. „Und diese Weihnachten erhält sie das Pendant."

„Es ist sprechend ähnlich," sagte Barrnbek. „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie mir wurde, als ich hier hereinkam und er mir so entgegensah. Ich hätte am liebsten" — er stockte und drückte wieder ihre Hand. „Aber nun kommen Sie, nun müssen Sie mir erzählen. Sie wissen ja, wie neugierig ich bin, und die brieflichen Nachrichten der letzten Jahre waren sehr dürftig."

„Das ist nicht meine Schuld," erwiderte Maria.

Er rieb sich die Stirn. „Hm — ja. In der Jugend habe ich ganz gern mal einen Brief geschrieben, aber das Alter macht faul. Und dann diese vielen dienstlichen Schreibereien. Wenn man Briefe bekommen könnte ohne antworten zu müssen! Sehr selbstlos, wie immer, nicht wahr? Aber nun erzählen Sie."

Und Maria erzählte, wie sie nach ihres Vaters Tode noch ein Jahr hier geblieben — Barrneck war schon vorher als Major in eine andere Stadt versetzt worden — wie sie dann, um Agnes' bedeutendes musikalisches Talent ausbilden zu lassen, zunächst nach Berlin gegangen sei, dann nach Leipzig, und wie sie endlich den Wunsch der Nichte erfüllt habe, etwas mehr von der schönen Welt zu sehen. Sie waren in der Schweiz gewesen; in Italien, am Rhein, sogar in Schweden und Norwegen. „Es reist sich gut mit Agnes," sagte Maria. „Sie hat ein sehr lebhaftes Gefühl für alles Schöne und weiß mit ihrem warmen Empfinden alles zu beseelen, und sie wird nicht blasiert durch das Genießen, sie behält immer ihre frische Natürlichkeit. Was mich nun doch wieder hierhergezogen hat, das können Sie sich wohl denken; die Gräber sind es, und da auch Agnes einverstanden war" —

„Agnes einverstanden," wiederholte Barrnbek. „Das klingt mir noch neu."

„Sie ist erwachsen," erwiderte Maria; „Sie haben sie ja gestern abend gesehen."

Er nickte und fragte Maria besorgt, wie es ihr denn ginge, er habe gestern gehört, sie sei krank.

„Nicht krank," antwortete sie, „ich fühlte mich nur nicht ganz wohl, und Agnes ist dann immer gleich sehr ängstlich und wünschte, daß ich zu Hause bliebe, obwohl mir das gerade gestern recht schwer wurde."

„Agnes und immer wieder Agnes," sagte Barrnbek lächelnd.

Maria wurde ein wenig verlegen. Sie legte die Hände ineinander und sah zur Seite. „Ja," sagte sie dann, „sie ist mein Glück, mein Stolz, meine Wonne, mein Ein und Alles." Es klang aus übervollem Herzen heraus, und als Barrnbek nicht sogleich antwortete, fuhr sie, wie entschuldigend, fort: „Sie werden ja selbst sehen, wie sie ist, wie wunderbar in ihr vereint und mir wiedergeschenkt ist, was Gott mir genommen hat. Halten Sie mich nicht für überschwenglich; es kommt selten über meine Lippen," schloß sie und sah ihn fast zaghaft an.

Da sah sie, daß er tief bewegt war. „Keine Sorge, Tante Maria," sagte er; „Onkel Barrnbek versteht Sie."

In diesem Augenblick kam Agnes herein. Wie frischer Lebensodem ging es von ihr aus; man sah ihr nicht an, daß sie in Träumereien versunken gewesen war und sehnsüchtige Lieder gesungen hatte. „So," sagte sie, „wollt ihr mich um eine Freude betrügen, daß ihr hier sitzt und plaudert, und ich weiß nichts davon?"

„Ich habe unterthänigst nach Tante Marias Befinden gefragt," erwiderte Barrnbek, „und zu meiner Freude gesehen, daß nur der strenge Befehl der Gräfin Nichte sie ans Haus gefesselt hat."

„Tantchen," sagte Agnes vorwurfsvoll, „wenn ich dich nicht hüten wollte, wie meinen kostbarsten Schatz! Ich habe ja auf der Welt weiter nichts, als dich und jetzt noch meinen guten Onkel Barrnbek," setzte sie strahlend hinzu.

„Und der gute Onkel wird nun alles, was er versäumt hat, eifrig nachholen," sagte Barrnbek. „Du sollst deine Freude daran haben. Hat man die hochverehrte Tante untergekriegt, so ist ein kleiner Haudegen nur noch eine Kleinigkeit. Nicht wahr, Agnes?"

„Gewiß," nickte sie, „um den alten Haudegen in Schach zu halten, brauche ich nur mit der alten Schachtel zu winken. Das weißt du nämlich noch gar nicht, Tantchen," wandte sie sich an Maria, und als sie sah, wie Barrnbek wirklich mit einer kleinen Verlegenheit kämpfte, fuhr sie fort: „Du kannst aber ruhig sein, lieber Onkel; ich bin ganz artig."

„Du Ra. . . ." begann er.

„Sprich es nur aus, was du sagen wolltest," ermutigte sie. „Du hast mir ja den Hochmut ausgetrieben. Weißt du das noch?"

Er wußte es noch. Es war zu der Zeit gewesen, als der alte Oberförster schon recht krank und schwach war. Er litt an Asthma und bekam öfter Hustenanfälle, die ihn dem Ersticken nahebrachten. Ein solcher Anfall war gerade vorüber gewesen. Maria war unglücklicher Weise ausgegangen, aber die alte Marianne war bei dem Kranken und unterstützte ihn. Sie hatte soeben ihr Zimmer aufgeräumt und war, wie sie ging und stand, dem alten Herrn zu Hilfe geeilt, mit Staubwedel und Staubtuch in der Hand. Das hatte sie dann beides ans offene Fenster geworfen, um die Hände frei zu haben, und da war ein Windstoß gekommen und hatte die Dinger auf die Straße hinuntergefegt. In dieser Bedrängnis — sie wollte den Kranken nicht verlassen und doch auch ihr Werkzeug nicht einbüßen — hatte sie zu Agnes gesagt: „Lauf, Herzchen, und hole mir's wieder." Aber Agnes hatte sich nicht gerührt.

(Fortsetzung folgt).

Korrespondenzen

Das menn. Krankenhaus „Bethel“ in Winkler, Man.

Vor einigen Wochen erschien in der Rundschau ein Aufsatz von A. H. Unruh über das Krankenhaus in Winkler.

In diesem Aufsatze wurde ein Sachverständiger aufgefordert, über die Notwendigkeit eines Krankenhauses für Winkler und Umgebung zu schreiben. Leider hat sich bis heute noch niemand gefunden, der sich als Sachverständiger in dieser Frage ausgeben möchte und die Frage ist soweit noch unbeantwortet geblieben.

Es sei ferne von mir, daß ich mich als Sachverständiger aufdrängen möchte, und glaube, daß ich die oben erwähnte Frage beantworten könnte. Doch ich kann nicht umhin, daß ich nicht etwas von unserer Arbeit in dieser Beziehung berichte.

Nach jahrelanger, mühevoller Arbeit kamen wir hier in Winkler endlich so weit, daß wir im Herbst 1935 einen Verein gründeten, der sich die Aufgabe setzte, in Winkler ein Krankenhaus zu eröffnen. Diese Aufgabe ist auch so weit erfüllt, daß wir jetzt ein Krankenhaus haben; klein, aber ein eigenes, nur 5 Betten, aber der Anfang ist gemacht.

Vorläufig meistens nur ein Entbindungsheim, aber es sind auch schon kleinere Operationen gemacht. Bis jetzt sind wir noch im Privathause, aber vom 1. Mai nehmen wir unser eigenes Haus in Besitz und hoffen, in kurzer Zeit es eingerichtet zu haben.

Doch ist es notwendig, daß wir unser eigenes, mennonitisches Krankenhaus in Winkler haben?

Die Antwort auf diese Frage finden wir in unserer Arbeit selbst. Wir haben etwa in 25 verschiedenen Kirchen und Schulen Aufklärungsversammlungen abgehalten und überall finden wir Verständnis für unsere Sache und man hat uns Vertrauen entgegengebracht. Wenn wir ganze Dörfer haben, wo sich die Leute beinahe ohne Ausnahme verpflichtet haben, jeder eine gewisse Summe für das Krankenhaus zu geben, wenn arme Leute, sehr arme, uns den Vorwurf machen, daß wir sie beim Kollektieren nicht besuchen, und ihnen somit die Möglichkeit nehmen, auch ihren Teil beizutragen, so fragen wir uns nicht mehr: Ist es notwendig, daß wir ein menn. Krankenhaus für Süd-Manitoba in Winkler haben sollen? Die Gesellschaft sieht die Notwendigkeit ein und wir arbeiten mutig weiter.

Das Inventar ist meistens aus Spenden gekauft oder direkt gespendet worden. Von den 5 Betten, welche das Krankenhaus besitzt, wurden 2 von den Frauenvereinen zu Winkler bezahlt.

Die Bettwäsche ist gleichfalls gekauft und auch genäht worden von den Frauen in Winkler. Die Wäsche wird wöchentlich von besonderen Freundinnen des Krankenhauses gewaschen, natürlich unentgeltlich. Gebrauchte Wäsche wird verarbeitet in kleinere Sachen. Die Farmer vom Lande haben Wolle und Federn zusammengebracht, welche dann in Winkler zu Decken und Kissen verarbeitet werden.

Ein Babybettchen nebst Schrank wurde von einigen Freunden gemacht und dem Krankenhause gegeben.

Folgende Personen und Organisationen haben sich in besonderer Weise beteiligt, indem sie Sachen für das Hospital gespendet haben:

P. D. Penner, Pl. C., 9 Pf. Wolle
Gerh. Dyck, Pl. Coulee, 5 Pf. Federn
Mrs. P. Günther, Pl. C., 4½ Pf. F.
Fr. Penner, Altona, 7 Pf. Wolle
Mrs. G. Penner, Alt., 8 Pf. Wolle
D. D. Penner Pl. C., 9 Pf. Wolle
J. D. Penner, Altona, 6 Pf. Wolle
Durch J. Penner, Alt., 7 Pf. Wolle
7 Heißwasser-Flaschen, Winkler Frauen-Verein.
2 Baby-Matratzen, Frau J. J. Wiebe
1 Paar Männerunterwäsche, Frau J. J. Enns, Winkler.
2 P. Morgenschuhe und 2 Kinderdekken, J. B. Dyck Winkler.
1 Unterschieber, W. M. Enns, Winkl.
5 Kissen nebst Bezügen und 1 Handtuch, 4 Gl. Jelly durch J. Penner, Rudnerweide, Altona.
2 Kissen u. Bezüge, A. Sudermann
2 Kissen u. Bezüge, Js. Braun, W.
3 Kissen, 1 Bezug 1 Sack Federn, 2 Servierteller, 2 Tassen, 2 Lacken und 1 Handtuch, von Freunden aus Reinland.
4 Teller, 3 Quart eing. Obst, J. Zacharias, Reinland.
2 Baby-Binden, Frau W. S. Edgar.
Versch. gebr. Wäsche von den Frauen J. J. Enns, D. C. W. Wiebe, J. B. Dyck, J. A. Kröker, und J. Friesen.
1 Medizinschrank, J. B. Dyck, Winkl.
1 Toilet, H. G. Löwen, Winkler.
1 wollene Decke, Frau Dietr. Dyck, Rosenbach.
2 Kissen, G. J. Thießen, Reinfeld.
Federn zu 2 Kissen, Frau Brandt, W.
$2.00 J. Greenberg, Winnipeg
1.00 Anna Geddes, Winkler
7.00 Frau Maria Peters, Altona
15.00 J. K. Löwen, Winkler
10.00 Bergth. Nähv., durch H. Enns
.75 Frau Dr. C. W. Wiebe, Winkler
1.00 Tina Peters, Winkler
12.00 M.B.Nähv., d. Frau J.J.Enns
5.00 Macd. Consolidated Ltd. Wng.
61.73 Winkl. Frauen-Hilfsverein
44.45 „ „
3.00 H. H. Friesen, Winkler
3.00 L. Tannenbaum, Winnipeg
1.00 A. D. Boßman, Winkler
4.00 Maria Martha Verein, Winkl.
1.00 D. W. Friesen, Altona
35.71 Winkl. Frauen-Hilfsverein
1.00 H. B. Penner, Kane
10.00 Rob. Simpson Co., Regina
25.00 Canada Packers, St. Boniface
5.00 Robinson Little Co., Wpg.
10.00 Marsh. Wells Co., Wpg.
25.00 Swift Can. Co., Wpg.
5.00 L. Churchill, Winnipeg
15.00 Sures Bros., „
25.00 Consol. Motors, „
10.00 Can. Bay Co., „
5.00 Kays Ltd., „
10.00 H. L. Mackinnon, „
25.00 G. McLean Co., „
2.65 Winkl. Printery, K. H. Neuf.
20.00 J. M. Elias, Winkler.
1.00 Jac. Bergen, Altona.
1.00 Frau W. Neufeld, Winkler.
2.00 P. H. Rempel, Winkler
26.85 Winkler Frauen-Hilfsverein
1.00 A. J. Fröse, Reinfeld
1.00 Frau Aron Peters, „
12.00 Jac. Friesen, „
17.50 durch M. Hildebrand, für ausgeloste Decke.
1.00 Ungenannt, Winkler
15.00 J. K. Löwen und M. J. Schultz für ausgelostes Pony
28.10 Winkler Männerchor, 50 Prozent Einnahme d. Konzerts am 13. April.

Indem ich allen Gebern und Mitarbeitern im Namen unseres Vereines ein herzliches „Vergelt's Gott“ zurufe, möchte ich noch darauf hinweisen, daß es möglich ist, daß am Anfange bei überstürzter Arbeit eine oder die andere Gabe nicht quittiert worden ist. Bitte mir solches wissen zu lassen, wenn solches geschehen sein sollte. Ich quittiere es dann nächstes Mal.

Mit freundlichem Gruß,

C. H. Grunau, Winkler, Man.,
Schreiber-Schatzmeister des Menn. Krankenvereins „Bethel“.

Einladung.

Die Mennoniten bei Lena, Man., gedenken am 7. Juni einen Gedenktag der Herausrettung aus Rußland und des zehnjährigen Bestehens ihrer Gruppe zu feiern. Auf diesem Feste sollen vier Sängerchöre mit Gesang dienen. Gäste von nah und ferne sind willkommen.

Das Programmkomitee.

Fahrgelegenheit.

Suchen eine Fahrgelegenheit nach Chilliwack, B. C., Car oder Truck, 8 Personen, 6 Kinder von 1½—14 Jahren.

Wenn möglich, etwas Fracht.

Bitte um sofortige Nachricht.

D. E. Mierau.

Hanley, Sask.

Todesnachricht.

Lebenschronik der Muttre Voth.

Unsre liebe Mutter, Sara Voth, geb. Kornelsen, erblickte das Licht der Welt den 29. März 1853, und zwar im Dörflein Pordenau, Süd-Rußland. Ihre Kindes- und Jugendjahre verlebte sie im Dorfe Klippenfeld. In ihrem 5 Lebensjahre verlor sie durch den Tod ihren Vater. Am 12. Juni 1873 trat sie in den Ehestand mit unserem schon seligen Vater, Heinrich Voth. Diese Ehe dauerte etwa 45 und ein halbes Jahr und wurde gesegnet mit elf Kindern: 7 Söhnen und 4 Töchtern. Ein Sohn und eine Tochter starben im Kindesalter. Sie hatte 49 Großkinder, wovon 11 starben und 7 Uhrgroßkinder, noch alle am Leben.

Im Jahre 1876 kam sie mit unserm Vater und dessen Eltern nach Amerika. Sie verließ damit alle ihre Verwandten und Freunde und besonders schwer und schmerzvoll empfand sie die Trennung von ihrer lieben Mutter, welche sie auch nie wiedersah. Hier in Amerika fanden unsere Eltern ihr irdisches Heim im Staate Minnesota, in der Nähe des kleinen Städtchens Bingham Lake. Hier im neuen Lande, mit Armut und Widerwärtigkeiten kämpfend, ernsten und geistgesalbten Predigten in welchem alle ihre Kinder aufwuchsen und erzogen wurden, und welches den Kindern ein nie vergeßlicher Ort bleiben wird. Dort wohnten sie zusammen 42 Jahre.

Unsre Mutter wurde schon als Mädchen aus ihrem sündigen Zustande erweckt, und zwar durch die ernsten und Geistgesalbten Predigten des Predigers Bernhard Harder. Nach vielem ernsten Suchen und langem Ringen kam sie zum Frieden mit Gott und empfing Vergebung ihrer Sünden im Blute des Lammes. Dieses große Gnadenwerk an ihrem Herzen hat sie nie vergessen, stets hochgepriesen und in allen ihren Jahren festgehalten. Am 10. Juni 1877 schritt sie mit unserm Vater zusammen hinab in das Wassergrab und ließ sich auf Befehl des Herrn taufen, und zwar von Bruder Peter Martens, damals wohnhaft in Minnesota. Sie wurde somit ein Glied der Menn. Brüdergemeinde, deren Mitglied sie auch treu blieb bis an ihr Ende. Bewegt und arbeitsreich gestaltet sich ihr Leben an der Seite ihres Gatten, der über 40 Jahre Aeltester der Gemeinde in Minnesota war. Da gab es viel zu tragen, zu beten und zu arbeiten. In der Kriegszeit siedelten die Eltern über nach Canada und gingen dann nach Vanderhoof, B. C., wo Vater im Jahre 1918 starb. Da die Ansiedlung sich dort dann aber später auflöste, zog die Mutter mit ihren Kindern nach Manitoba. Hier fand sie ein bescheidenes Heim 12 Meilen nordwestlich von Winkler, in welchem sie 16 Jahre mit ihrem jüngsten Sohne und dessen treuen Gattin zusammen wohnte.

Ihre Kräfte schwanden mit den Jahren mehr und mehr, aber besonders in den letzten 3 Jahren. Zusehends nahm sie ab seit letzte Weihnachten. Am 25. April 1936, um ¼ vor 11 Uhr abends entfloh ihre Seele dem müden, alten Körper und Mutter Voth ging selig heim. Ihre letzten Stunden waren nicht schwer und der Todeskampf nicht bitter. Still und ruhig verließ sie diese Welt.

Sie ist alt geworden 83 Jahre und 27 Tage. Im Glauben hat sie gelebt 61 Jahre. Im Witwenstande zugebracht 17½ Jahre. Es betrauern unserer Mutter Tod 6 Söhne, 3 Töchter, 38 Großkinder und 7 Urgroßkinder.

Wohl trauern wir und weinen unserer Mutter Tränen des Schmerzes nach; aber wir danken auch unserm Herrn für das reiche und warme Leben, das Er uns in unserer Mutter solange schenkte und erhielt. Sie ist selig beim Herrn und ihres Herzens Wunsch ist gestillt.

Ihre Kinder durften sie noch alle im Sarge sehen, außer die älteste Tochter, Schwester Helena in Yarrow, B. C., konnte nicht zur Begräbnisfeier kommen.

Im Namen der Familie,

H. S. Voth.

Winkler, Man.

„Nun sind wir am Ziel", sagte er, „das war ein hübscher Spaziergang. Wie heißen Sie, junger Freund? Ich werde ihnen ein kleines Buch über Sternenkunde schicken, das ich besonders liebe, da ich sehe, daß Sie sich für dies Fach auch interessieren. Schreiben Sie mir, wenn ich Ihnen im Leben einmal irgendwie behilflich sein kann. Es würde mir Freude machen."

Daß dies keine leeren Redensarten waren, sollte die Zukunft zeigen.

Die Pastorskinder hatten es sich als besondere Vergünstigung ausgebeten, aufbleiben und mit dem geliebten Herrn Doktor zu Abend essen zu dürfen. Als sie seinen Schritt hörten, stürzten sie an die Tür, allen voran Bobby. Der eine ergriff seinen Ueberzieher, der andre den Regenschirm, die Handschuhe wurden ihm von den geduldig hingehaltenen Fingern gestreift und ich muß leider bekennen, daß Bobby, in der irrigen Annahme, daß er ein Kaninchen vor sich hätte, mit Eifer an dem einen derselben herumwürgte.

Doktor Lindners Hausschuhe „rösteten" bereits am eisernen Ofen. Kleine Hände lösten seine Schnürbänder von den Stiefeln und lachend mußte er es sich gefallen lassen, in die etwas angebratenen Pantoffeln gesteckt zu werden.

Als das Abendbrot fröhlich beendet war, sammelten sich alle um den runden Tisch in der Wohnstube und jeder las wieder seinen Vers, diesmal aber richtig, und alte und junge Stimmen vereinten sich in dem Hirtenpsalm:

„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln."

Dann schloß der Doktor den Tag und die Andacht mit einem kurzen Gebetswort, in dem er sie alle der Hirtentreue des Heilandes befahl.

•

Als die Kinder zur Ruhe gegangen waren, blieb Doktor Lindner noch mit Frau Pastor Asquart am warmen Studierstubenofen sitzen und sie hielten ein gemütliches Schwätzchen miteinander. Wer einmal den Vorzug genossen hat, so einen Sonntagabend mit dem Doktor zuzubringen, weiß, was für ein Genuß das war. Für alles hatte er Teilnahme und Interesse: seine Seele war viel zu großzügig, um andre zu beneiden oder herabzuziehen. Seine warme Anerkennung anderer Pastoren und seine Treue für die Kirche, der er angehörte, bildete einen hervorstechenden Zug seines Charakters. Besonders gern beschäftigten sich seine Gedanken mit dem Himmel und dem Leben droben. Das Lebensbild eines bekannten Christen war damals grade herausgekommen, dazu äußerte er: „Leider habe ich keine Zeit, es zu lesen, aber wenn ich einmal droben ankomme, lasse ich mir das alles von ihm selbst erzählen."

„Darf ich meine Füße hier gegen das Gitter stellen?" fragte er jetzt. „Ich sehe deutlich an den Spuren, daß „er" das auch so macht, wenn er hier sitzt. Danke Ihnen. Der Hund kann sich dann besser ausstrecken, mein Rücken ruht sich in dieser Stellung prachtvoll aus und ich habe Gelegenheit, meine großartigen neuen Strümpfe zu zeigen. Sehen Sie." Und er begann, die Geschichte der Strümpfe zu erzählen.

Vor einiger Zeit hatte er einen Landbesuch gemacht. Die Nacht war dunkel und der Weg lang, und es fiel ihm ein, daß er durch Ueberschreiten eines Baches seinen Weg abkürzen könnte. Aber es war Hochwasser. Die Planke, die als Brücke zu dienen pflegte, fehlte. Der Strom hatte sie mit fortgerissen. Dies bildete für den Doktor weiter kein Hindernis. Mit einem „Au" über die Kälte des Wassers, watete er hindurch. Auf der andern Seite kam er bald an ein kleines Haus, aus dem ihm eine auf der Mundharmonika mit mehr Gefühl als Takt geblasene Melodie entgegentönte. Als eine Pause eintrat, klofte er an. Und auf ein mehrstimmiges „Herein", trat er in den Raum, in welchem drei bis vier junge Knechte auf Holzschemeln herumsaßen und dem auf dem Tisch postierten Musikanten zuhörten. Die Burschen machten dumme Gesichter als sie plötzlich einen Pastor vor sich sahen; aber vor seinem ermunternden Lächeln schwand ihr Schreck.

„Wollen Sie einem alten Mann gestatten, seine nassen Füße an Ihrem Feuer zu trocknen?" fragte Doktor Lindner höflich.

Ob sie wollten!

Alle sprangen wie ein Mann auf; einer schürte das Feuer im kleinen eisernen Ofen, ein andrer kniete nieder und öffnete die Bänder der nassen Stiefel, was gar nicht so leicht war, und der verheiratete Kuhhirte, der mit solchen Dingen Bescheid wußte, nahm die triefenden Strümpfe, um sie vor der Tür draußen auszuwringen. Das war der Augenblick, auf den der Musikalische, der eifrig in seinem Kasten gekramt hatte, wartete. Er trat mit seiner Gabe hervor, es waren ein Paar rot und grün gestreifte Strümpfe, um deren Spitze die rührenden Worte „Vergiß mein nicht" in weißen Buchstaben kunstvoll eingewebt waren. So etwas hatte der alte Herr noch nie gesehen, er war begeistert! Er zog sie mit Ausrufen der Bewunderung an, es gab keinen, der so, wie er, die Kunst des Annehmens einer Gabe verstand, was ja bekanntlich viel schwerer als das Schenken ist.

Dann gab's eine gemütliche Unterhaltung und ich brauche wohl nicht zu sagen, daß der Doktor der Vergnügteste von allen war. Der Musikant ließ sich erbitten und spielte des Doktors Lieblingslied. Dann kam das Gespräch auf Arbeit und Ruhe und schließlich darauf, wie sie ihren Sonntag zubrächten. Ueber alle lag ein gewisser Ernst gebreitet, denn die natürliche Würde des Doktors verhinderte auch bei der vergnügtesten Stimmung jede Ausgelassenheit.

„Nun, Jungens, möchte ich gern noch ein Bibelwort mit euch lesen, dann muß ich weiter", sagte er schließlich. Der Musikant wühlte wieder in seiner Kiste und brachte, nicht ohne gewissen Stolz, eine in Seidenpapier gewickelte, ziemlich neue Bibel ans Licht. Der Doktor nahm sie und betrachtete sie angelegentlich von allen Seiten. „Sie könnte mehr gebraucht sein", sagte er schließlich. „Hat Mutter, als sie sie dir einpackte, dir gesagt, daß du sie gut eingewickelt aufbewahren mußtest?" „Nein", antwortete Rudi Kemp. „Lebt Mutter noch?" „Ja, Herr Pastor."

In dem Gebet, was nun folgte, bat der Doktor den Heiland, daß Er sie, ihre Väter und Mütter und alle ihre Lieben so führen möchte, daß sie sich einmal droben im himmlischen Heimatland wiederfänden. Und die lauschenden jungen Leute beschlossen, daß, gehe es, wie es wolle, sie jedenfalls nächsten Sonntag zur Kirche kommen, und einen Brief nach Hause schreiben wollten.

Unterdessen waren Stiefel und Strümpfe getrocknet und während der Doktor sie anzog, verschwand Willi, der Stalljunge, um in wenigen Augenblicken mit einer großen Laterne wieder zu erscheinen. Der Musikant fuhr ihn an: „Ich nehme meine Radlaterne, geh' du nur und füttre deine Biester und überlaß mir die Sache." Ich weiß nicht, wer schließlich alles doch noch mitging, und was für Lampen seinen Weg erhellten, das hat der Doktor nie verraten. „Aber dies", schloß er triumphierend, „sind die Strümpfe, die Rudi Kemps Schatz mir später gestrickt hat und ich bin stolzer darauf, wie des Gärtners Hund, dem sein Herr eine Rose an den Schwanz gebunden hat. Ich soll die beiden trauen, sobald Rudi eine Stelle gefunden hat, wo er heiraten kann, und ich glaube, ich weiß schon eine."

Dies war die Geschichte von des Doktors Strümpfen und es ist nicht schwer zu raten, daß um dieser einen Begegnung willen, das ganze Leben Rudi Kemps eine andre Richtung bekam.

„Aber nun muß ich zu Bette gehen", sagte der alte Pastor, nach der Uhr blickend. „Könnten Sie mir vielleicht noch schnell zehn Mark wechseln?"

„Nein, das kann ich nicht", antwortete die Frau Pastor bestimmt. „Sie brauchen überhaupt gar kein kleines Geld", fuhr sie dann ganz kühn fort. „Sie haben ja eine Rückfahrtkarte."

Der Doktor rang die Hände. „Hat man je so was gehört? Ich brauche kein Kleingeld. So was, so was."

„Nein, Sie wollen hier im Haus jemand etwas geben und das sollen Sie nicht."

In seinen Augen blitzte der Schalk. „Aber ich werden mein Geld wechseln und wenn ich die Kirchenkasse dazu in Anspruch nehmen müßte. Sie herrschsüchtige Person, Sie. Ich lasse mich von Ihnen noch lange nicht unterkriegen."

Er schlug mit der Hand auf den Tisch, grade wie ein unnützes Kind, und natürlich endete die ganze Geschichte wieder in einem fröhlichen Gelächter. Am Schluß desselben bekam dann der Doktor seinen Willen und alles war gut.

„Wissen Sie, daß ich die Nacht einen wunderbaren Traum hatte?" sagte er noch, ehe man sich endgültig für die Nacht trennte. „Ich muß es Ihnen grade noch erzählen. Ich träumte nämlich, daß ich im Himmel war und komischer Weise fühlte ich mich nicht ein bißchen glücklicher, wie so manches Mal auf Erden. Ich sah kein einziges bekanntes Gesicht und ich fühlte mich richtig einsam. Aber da entdeckte ich an meiner Seite einen Mann, jung, schön, königlich sah er aus und dabei so freundlich.

„Bist du eben erst gekommen?" fragte er.

„Ja, Herr", antwortete ich.

„Und du fühlst dich einsam?"

„Ja, ein bißchen, aber nun ist's schon vorüber", antwortete ich.

Würdest du mich gern zur Gesellschaft haben?" fragte er und ich entdeckte, daß seine Augen einen wunderbaren Glanz hatten, so als hätte er schon Schweres erlebt und an seiner Stirn entdeckte ich Narben.

„Ja, das möchte ich wohl", antwortete ich und es war mir, als hätte ich ihn ein Leben lang gekannt.

Er streckte mir seine Hand entgegen und in der Handfläche sah ich auch eine Narbe. Als ich aufblickte, lächelte er mich an, und da wußte ich, es war der Herr."

Der alte Doktor ist schon seit vielen Jahren nicht mehr auf Erden. Er ist in die himmlische Heimat hinübergegangen, wo seine Gedanken schon so viel weilten, als er noch bei uns war. Sicherlich war der erste, der ihn droben begrüßte, jener Wundersame mit den Nägelmalen in den Händen, den er im Traum gesehen, Jesus selbst!

„Ist dein Gott ein großer oder kleiner Gott?"

war die spöttische Frage eines ungläubigen Gelehrten an ein gläubiges Mädchen. Er hat später bekannt, daß die Antwort dieses Mädchens für ihn beredsamer gewesen sei als alle Bücher, die je zur Verteidigung des Christentums geschrieben wurden. Das kleine Mädchen schaute mit der stillen Einfachheit ihrer Jugend ihm gerade ins Gesicht und antwortete: „Mein Gott ist ein kleiner und zugleich ein großer Gott." — „Wie meinst du das?" — „O", sagte sie, **„Er ist so groß, daß alle Himmel der Himmel Ihn nicht fassen können, und doch ist Er so klein, daß Er hier in meinem Herzen wohnt."**

Der große, ewige Gott begehrt auch in dein Herz einzuziehen und darin zu wohnen. Er, der Unendliche, will dein armes, verunreinigtes, selbstsüchtiges Herz zu Seinem Tempel machen. Er klopft an deines Herzens Tür. Weißt du, wer Er ist? Willst du etwas vernehmen von Seiner Majestät? — **Gemeindeblatt.**

An alle deutschsprechenden Eltern in Winnipeg.

Wir werden am 28. Juni in Winnipeg wieder unseren Deutschen Tag feiern. Diesmal wollen wir in Verbindung damit in ganz besonderer Weise unserer lieben Jugend gedenken. Es soll aber nicht beim Gedenken bleiben, sondern wir wollen unseren Kindern auch eine Gelegenheit geben, selbst beim Deutschen Tag mitzuwirken. Anlaß dazu bietet das „Fest der deutschen Schule", das am 28. Juni gleichzeitig mit dem Deutschen Tag begangen werden soll.

Viele deutsche Eltern in Winnipeg erinnern sich noch mit Freude an das Deutsche Kinderfest, das am 21. Februar 1936 veranstaltet worden ist. Mit welcher Begeisterung wurden damals die Lieder der beiden Kinderchöre aufgenommen! Beim Deutschen Tag am 28. Juni möchten wir nun einen Schritt weitergehen und mit einem ganz großen Kinderchor an die breite Oeffentlichkeit treten.

Ein aus fünf Männern bestehendes Komitee wurde beauftragt, das „Fest der deutschen Schule" in Verbindung mit dem Deutschen Tag vorzubereiten und den Versuch zu unternehmen, einen großen Chor aus Kindern aller deutschen Volkskreise zusammenzustellen. Jede Gemeinde kann ihren eigenen kleinen Kinderchor bilden, wenn ein solcher nicht schon besteht, und ihm die betreffenden Lieder nach einheitlicher Melodie beibringen. Kurz vor dem Deutschen Tag werden sich alle deutschen Kinder der Stadt zu zwei oder drei gemeinsamen Proben zusammenfinden. Der so entstehende Kinder-Massenchor soll dann bei der Hauptfeier des Deutschen Tages im River Park am Nachmittag des 28. Juni auftreten.

Gewiß wenden wir uns auch an die deutschen Geistlichen und Gemeinden, aber es wird doch vor allem auf den guten Willen der Väter und Mütter ankommen, die ihre Kinder zum Mitsingen anhalten sollten. Daher bitten wir ganz besonders um die tatkräftige Mitarbeit u. Unterstützung aller deutschsprechenden Eltern. Sie werden ihren Kindern, die sie zur Teilnahme am Kinderchor des Deutschen Tages aneifern, damit eine große Freude bereiten. Die Kinder werden davon begeistert sein und noch jahrelang daran zurückdenken, daß sie auch einmal an einem Deutschen Tag mitwirken und auftreten durften.

Wo kein eigener Kinderchor besteht oder gebildet wird, bitten wir die Eltern recht herzlich, ihre Kinder in einem anderen Chor mitsingen zu lassen und dafür sorgen zu wollen, daß sie auch an allen Proben teilnehmen. Nur wer die Proben mitmacht, darf auf dem Deutschen Tag singen. Anmeldungen werden jetzt schon entgegengenommen bei den Mitgliedern unseres Komites (Grünbichler, Jesse, Rauhaus, Neumeyer und Bott).

Eine Besprechung der Gemeinde- und Schulvertreter mit dem Komitee findet am Montag, 18. Mai, abends 8 Uhr, im Hapag-Lloyd-Büro statt.

„Fest der deutschen Schule",
Das Komitee.

— **Vor einer gewaltigen Menschenmenge im Lustgarten,** welche die Maitagfeiern in Deutschland einleiteten, erklärte Führer Adolf Hitler: „Unsere Regierung ist nicht auf Bayonette aufgebaut, sondern sie entspringt der Liebe des Volkes."

— **Washington. In ungewöhnlich** kurzer Zeit verabschiedete das Bundespräsentantenhaus die ihm erst vor kurzem einberichtete $539,000,000 Marinevorlage, die höchste für diesen Zweck je in Friedenszeiten verwilligte Summe.

Die Annahme erfolgte ohne namentliche Abstimmung, nachdem ein republikanischer Antrag, die Vorlage an den zuständigen Ausschuß zurückzuweisen, mit 212 gegen 73 Stimmen abgelehnt worden war.

Alle Versuche der Republikaner, die Vorlage abzuändern, wurden von der demokratischen Mehrheit glatt zurückgewiesen.

In der jetzigen Form sieht die Vorlage die Inangriffnahme des Baues von 12 Zerstörern und 6 Unterseebooten und die Ermächtigung zur Kiellegung für zwei 35,000 Tonnen Großschlachtschiffe nach dem 1. Januar 1937 vor, sollte irgendeine Signaturmacht des Londoner Flottenabkommens von 1930 ein Schlachtschiff - Ersatzprogramm in Angriff nehmen.

— **Washington. Mit einer Gegen**stimme hieß die Ver. Staaten Handelskammer eine Reihe von Entschließungsanträgen gut, in welchen die Regierung aufgefordert wird, die Ausgaben zu vermindern, mit den Versuchen, die Produktion zu kontrollieren, einzuhalten und dem Geschäft die Ausarbeitung seines eigenen Sozialsicherheits - Programmes zu überlassen.

Diese Beschlüsse bildeten das letzte Geschäft der Anti-Neuer-Kurs Konvention.

— **Addis Abeba. Nach der Flucht** Kaiser Haile Selassies, der mit seiner Familie auf einem britischen Kreuzer in Palästina eingetroffen ist, herrschte wilder Terror in Abessiniens Hauptstadt, wo die eingeborene Bevölkerung aufständisch wurde. Mehr als die halbe Stadt, die zwei Tage lang einem Flammenmehr glich, liegt in Ruinen. Die Aufständischen raubten, plünderten und metzelten alle Menschen nieder, die sich ihnen in den Weg stellten. Vierundzwanzig weiße Ausländer, darunter eine Amerikanerin, wurden getötet und zahlreiche andere verwundet. Am Montag, den 4. Mai, brachten sich die Banditenhorden mit ihrem Raub vor den anrückenden italienischen Truppen in den Bergen in Sicherheit. Mussolini erklärte, das Land gehöre Italien.

— **Paris. Der erwartete Links**rutsch in Frankreich ist zur Tatsache geworden. In den am Sonntag, den 3. Mai stattgefundenen Stichwahlen haben die Linksparteien 375 der 618 Sitze erobert und damit die absolute Kontrolle in der Deputiertenkammer.



Geschichtsstudium.

Gräfin Theda.

Von Dr. H. Reimers, Pastor auf Spiekeroog.

(Schluß)

Umfassende Würdigung aber hat Thedas Lebensschicksal in dramatischer Form gefunden. Beide Male im vorigen Jahrhundert, beide Male durch Männer, die nicht friesischem Blute und Volksleben entsprossen waren.

Carl Adolf Beinhöfer entstammt einer Tiroler Familie, die einst ihren Wohnsitz in Meran hatte. Er war der Sohn einer romantischen Ehe, eines aus seinem Lande entwichenen, zum katholischen Priester bestimmten Mannes und der Tochter eines der vornehmen Geschlechter aus Andreas Hofers Heimat. Von da her mochte ihm ein Mitempfinden für Almuth und Engelmann im Blute liegen. In England um die vorvorige Jahrhundertwende geboren, durchzog er mit seinen Eltern und nach dem frühen Tode der Mutter allein mit dem Vater innerhalb wandernder Schauspielertruppen weite Gegenden Norddeutschlands. Hierbei kamen sie auch durch Ostfriesland und fanden seit den zwanziger Jahren in Jever eine Heimstätte. Gleich seinem Vater ein namhafter Bühnenkünstler von dichterischer Begabung und vielseitiger Bildung, trieb es ihn vor allem zu schriftstellerischer Betätigung.

Wir verdanken ihm aus den Jahren 1833—42 vier Dramen, die ihren Stoff der heimatlichen Geschichte entnommen haben. Einer Reihe, in der die Quade Foelke, Edzard d. Gr. und Maria von Jever im Mittelpunkte je eines Dramas stehen, schließt sich ein solches aus dem Erleben der Gräfin Theda an. Daß es den Titel Almuth und Engelmann führt, zeigt deutlich, daß zunächst nicht Persönlichkeit und Charakter der Gräfin, sondern die Geschehnisse um das junge Paar im Mittelpunkte stehen. Das Stück ist, obwohl es eine Reihe recht bühnenwirksamer Szenen enthält, als Ganzes unaufführbar, infolge der Längen, die es enthält und um derentwillen man es mit Körners „Zriny" in Parallele gestellt hat, - ist wohl auch von vornherein mehr als Lesedrama, wie als Theaterstück gedacht.

So sehr der Dichter die Liebe des unglücklichen Paares zu verklären sucht, so sehr er auch Engelmanns Charakter gegenüber dem Urteil späterer Chronisten zu rechtfertigen sucht, so treu wird doch auch bei aller Strenge die edle Grundgesinnung Thedas gewahrt. Wohl tritt sie der Tochter entgegen mit einem:

> Gehorche oder fürchte meinen Zorn.
> Der Mutter Bitte hat dich nicht gerührt,
> Der Gräfin Strenge wolltest du erfahren.
> Dein Bruder naht, du wirst als Erichs Braut
> Mit heitrer Miene ihm entgegentreten.
> Zu tief hab ich dein Innerstes durchschaut,
> Laß mich ob meiner Tochter nicht erröten.
> Des Klosters Zelle und des Grafen Hand,
> Der Myrtenkranz, der Nonne Bußgewand,
> Dir bleibt nicht andre Wahl als diese beiden,
> Du magst dein Los bestimmen und entscheiden.

Aber bei dem allen ist sie doch nachher auf treue Fürbitte zunächst zu verzeihendem Nachgeben geneigt. Es ist die Verknüpfung schicksalhafter Umstände, ist das Treiben eines aus persönlichem Rachedurst handelnden Intriganten, die sie dem Unglück ihres Hauses zutreiben. Immer wieder waltet über dem Erleben und Erleiden Thedas und ihrer Kinder etwas von schier antiker schicksalhafter Tragik. Auf der anderen Seite hat der Sohn der Tiroler Berge den mittelalterlich kirchlichen Charakter der Zeit gut getroffen. Daß sich in ihm dabei hier und da das Humanitätsideal Herders und Lessings spiegelt, gibt dem Stück eigenartige Reize. Schöne Schilderungen, wie etwa die des heimkehrenden Enno von der Osterfeier in Jerusalem, lassen zudem die Welt- und Sprachkenntnisse des Dichters durchschimmern. Besonders anziehend ist die Szene auf Friedeburg, in der Almuth und Engelmann den von der Gräfin entsandten alten Hero Mauritz als Fürsprecher gewinnen.

Dem Abschluß haften gewisse, im Aufbau des Ganzen begründete Mängel an. Die schwergeprüfte Theda verschmäht es, an Engelmann durch Fordern seines Lebens persönliche Rache zu nehmen. Er fällt dann durch eigene Hand, während Almuth ins Kloster geht. Den Ausklang bildet ein in seiner Art wirkungsvoller Ausblick auf die feierlich aufgebahrte Leiche Ennos, die den Blicken der Beschauer entschwindet unter den verhallenden Klängen eines von Mönchen gesungenen lateinischen Sterbechorals.

Der Pommer Heinrich Kruse aus Stralsund, dessen Trauerspiel „Die Gräfin" fast ein Menschenalter später, im Jahre 1868, herauskam, hat in manchen Stücken fester zugefaßt und aus dem eigenartig geschichteten Stoff in mehr als einem Stücke etwas Härteres zu schmieden gewußt, als der landfremd gewordene Tiroler mit der glühenden Sehnsucht nach dem Wahren, Guten und Schönen im Herzen. Der vor etlichen Jahrzehnten in Bückeburg Verstorbene ist zu einer namhaften Größe der deutschen Literatur erwachsen, der er eine lange Reihe historischer Dramen geschenkt hat. In seine weithin bekannt gewordenen „Seegeschichten" hat er manche Züge aus dem ostfriesischen Schifferleben verwoben, die er vor allem als langjähriger Badegast auf Spiekeroog erlauscht hat. Dort erinnert die Lindenreihe im Westen der Kirche an eine sinnige Stiftung des Dichters, der auch sonst zur Mehrung des Baumschmuckes der Insel allezeit eine offene Hand gehabt hat. Seine im ostfriesischen Boden wurzelnde „Gräfin" aber hat einst des Dichters Ruf begründet und steht nach Sprache und straffer dramatischer Gliederung unsere Zeit erheblich näher als Beinhöfers Werk.

Hier steht Theda durchaus im Mittelpunkt der Handlung. Sie ist eine strenge, harte Frau, bei der nur hier und da eine edlere Regung durchschimmert. Vor ihrer Rute ist Enno nach Jerusalem entflohen. Was sie an ihrem Hause erleben muß, wirkt durchaus als ihre persönliche Schuld, überspitzt in der Almuth aufgedrungenen Forderung einer Ehe mit dem Grafen von Oldenburg. In dem Drama, in dem es auch sonst an scharf geschliffenen Worten nicht fehlt, hören wir etwa aus ihrem Munde: „Ich kenne Furcht nur dadurch, daß ich andere sich fürchten sehe," oder: „Bescheidenheit ist des Verdienstes Schminke, doch will sie mäßig aufgetragen sein." So lange sie Engelmann wohlwollend warnt, kann sie ihm noch zurufen: „Es leben manche unter Großen, Freund, und leben selbst mit ihnen, doch gehören zu ihnen nicht." Dem vergeblich Gewarnten aber klingts wie Peitschenknall entgegen: „Ich achte dich nicht höher, als den Knecht, der meinem Roß das Futter schwinget."

Engelmann, der, als ihm an der Bahre eines Unholds die Treue einer verlassenen Braut aufgeht, sagen kann: „Das ewige Erbarmen schuf das Weib," kennzeichnet ihres Wesens Art mit dem Worte:

> „Man kann das Herz ausreißen einem Frosch,
> Und dennoch, sagt man, hüpft er munter fort.
> So möchtet Ihr die Menschheit auch verbessern."

Einer der Häuptlinge aber faßt das, was er und andere an Theda erleben, zusammen in das Wort: „Die Gräfin, sagt das Volk, hat trockene Augen." Diese Augen zum Weinen zu bringen, häufen sich in der Schlußszene auf den Tod des heißgeliebten Erben Enno die Todesfälle ihrer Töchter Gela und Almuth. Die Gebeugte geht ins Kloster und überläßt die so lange zähe festgehaltene Herrschaft ihrem Sone, dem großen Edzard.

Von den beiden dichterischen Bildern entspricht weder das eine noch das andere ganz der geschichtlichen Wahrheit. Darin gleichen sie in gewisser Weise dem gemalten im Landschaftssaale zu Aurich. Die literarischen Vorzüge von Kruses Gräfin in Ehren, werden wir doch immer wieder das Gefühl haben, daß die Beinhöfersche Gräfin Theda menschlich und geschichtlich der Wahrheit am nächsten steht.

Ueber das, was die einzigartige und bedeutende Frau wirklich gewesen ist, gibt uns aber wohl die sicherste Auskunft das Urteil eines Mannes, der noch selbst unter ihren Zeitgenossen gelebt hat und der darum das Bild, das jene gesehen haben, widerspiegelt. Er sagt: „sie war eine Frau von schier übermenschlichen Fähigkeiten, die mit unerhörter Klugheit voll Seelengröße und Hingabe an ihr Werk, die Regierung über Ostfriesland geführt hat."

Der Harpunier.

Von Berend de Vries (Emden).

Kein Mann an Bord des Walfischfahrers „De Oliemolen," der gegen Ende August des Jahres 1660 ein Etmal*) Segelstunden von der Magdalenenbai, dem Sammelplatz des Konvois oder Begleitschutzes, entfernt an einem großen Eisfeld vor der Nordwestküste Spitzbergens lag, hatte jemals an der Tüchtigkeit des Harpuniers Jakob Dieukes' gezweifelt. Kein Mann und keiner von den anderen Harpunieren, sogar der hochdeutsche Schiffsbarbier nicht, vom Steuermann und vom Kommandeur ganz zu schweigen. Jakob Dieukes oder Jakob von Borkum, wie er sich nach seiner ostfriesischen Heimatinsel nicht ungern nennen hörte, fuhr, wie viele Friesen, seit Jahren für Rechnung holländischer Reeder auf den Walfang. Er tat seine Arbeit wie sie alle an Bord. Es war nichts Besonderes an ihm. Oder ist es etwa auffallend, wenn einer lang aufgeschossen, breit in den Schultern und schmal in den Hüften ist und noch dazu scharfe graue Augen und gelbgeringeltes Haar hat und kleine goldene Ohrringe trägt? Uebrigens, wie er so dasaß in der Kajüte, in Transtiefeln, doppeltem Wolltroyer und dreifachen Hosen, mit dem Schnitzmesser in der Hand und dem halbfertigen Mangelbrett auf den Knien, sah er ebenso plump und ungeschlacht aus wie sie alle. Was Besonderes? Nein.

Und doch hatte der Kommandeur Jan Corneliusz Ouwe Kees heute morgen noch nach dem Abmachen des letzten Wals, den sie diese Reise gefangen, zum Steuermann Ysbrandt Barentsz geäußert: „Der Jakob hält auf sich, Steuermann; er ist stolzer auf seinen Beruf als irgendeiner von den anderen Harpunieren. Das könnt Ihr mir glauben, Steuermann."

Es war spät im Jahr. Mitte August ging die Fangzeit zu Ende. Man mußte sich davonmachen mit dem Schiff, wollte man nicht vom arktischen Winter überrascht und vom Eise eingeschlossen werden. Was die „Oliemolen" betraf, sie hätte getrost den Kurs auf Magdalenenbai stellen können, trug sie doch Speck und Braten von sieben fetten Westeis-Walen gut und sicher in Fässern verstaut und unter dem Vorderdeck festgezurrt; und hinauf nach Smeerenburg, der Transtadt auf der Amsterdam-Insel, die vor der Nordwestecke Spitzbergens gelegen ist, brauchte sie nicht, die Ladung sollte in heimischen Siedereien verarbeitet werden. Indessen, wenn noch ein Wal in der Nähe bläst — wer wollte zurückbleiben, so es heißen würde, in die Boote fallen? Man fuhr auf Nahrung, nicht wahr? Jedermann hatte seine Belange an einem reichen Fang, der Kommandeur so gut wie der jüngste Kajütswächter.

Die „Oliemolen" lag in einer Bucht, die das Meer in das große Eisfeld gefressen hatte. Ja, ihr Kommandeur Jan Corneliusz Ouwe Kees kannte den Kram! Sind es doch gerade diese Buchten, die der Westeis-Fisch als Tummelplatz liebt. Der Westeis-Wal ist übrigens als schlau und verschlagen bekannt, ganz im Gegensatz zu seinem Artgenossen, der sich im Südeis aufhält.

Außer Jakob Dieukes saßen Jan Corneliusz und sein Steuermann Barentsz in der Kajüte. Diese beiden saßen am Tisch über das Journal gebeugt; es gab ein paar Punkte zu beraten, über die sich der Steuermann, als Journalführer, nicht klar war. Jakob saß mit seiner Schnitzarbeit in der Nähe der Luke, er grub mit scharfem Messer ein A aus dem harten Eichenholz. Das war der Anfangsbuchstabe des Namens seiner jungen Frau, Anneke. Ihr wollte er das Schnitzwerk mitbringen. Während die beiden Offiziere sich besprachen, sann Jakob wohlgemut darüber nach wie schön es sein würde, im Herbst und Winter daheim im stillen Inseldorf mit Anneke zusammen zu leben. Die Pelzkappe in den Nacken geschoben, saß er blond und versonnen da, und es war ihm, er ginge schon mit Anneke über die halligweite Fläche der von Tausenden lilafarbener Strandnelken übernickten Außenweide, um die Schafe, die sich mal wieder verlaufen hatten, zu holen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Etmal = 24 Stunden.

(Fortsetzung von Seite 5)
tler mußte den reinen, humanen, friedliebenden Zielen des deutschen Führers zustimmen.

Vor 4 Jahren war das alles noch unmöglich.

Heute muß selbst der schärfste Kritiker zugeben,

daß er vor 4 Jahren es nicht für möglich gehalten hätte, was heute Tatsache ist: die Wiederherstellung der Wehrhoheit, die Befreiung von Versailles, die volle Souveränität über das gesamte Reichsgebiet und eine gesicherte Grenze.... Die Ausführungen Hitlers haben solche Ueberzeugungskraft, daß man unwillkürlich die mitgebrachten Vorurteile über Bord werfen und dem Redner volles Vertrauen und Achtung entgegenbringen muß. —

Deshalb ist es heutzutage in Deutschland so, daß die Person des Führers faktisch bei allen Achtung und Vertrauen genießt. Davon konnte ich mich auch in München überzeugen, und die Abstimmung zeugt zur Genüge von der Richtigkeit dieser Behauptung.

Wir wohnen in Hall, etwa 10 Kilometer von Innsbruck entfernt, in dem Schlößchen Taschenleben, das gegenwärtig der Familie Dr. Angerer gehört. Hier hatten in den Sommermonaten 1883—86 Fürst Wilhelm zu Wied und seine Gemahlin Marie, Königl. Prinzessin der Niederlanden, ihren Wohnsitz. Das Schloß liegt hoch am Berg und ist umgeben von jetzt blühenden Obstbäumen, Nadelbäumen und frischen, grünen Wiesen, die reich an den verschiedensten Blumen sind. Unten fließt der Inn, und an beiden Seiten erheben sich hohe Berge. Die felsigen Spitzen sind mit kristallreinem Schnee bedeckt, der in den Schluchten sich wie weiße Adern talwärts schlängelt. Weiter unten liegt ein mit Nadelbäumen bewaldeter Streifen und unten im Tale saftiges Grün.

Die Lebensverhältnisse sind hier schwer, die Arbeitslosigkeit ist groß, die Lebensmittel sind etwas billiger als in Deutschland, allerdings nicht für uns, da wir die Registermark hier nicht benutzen können. Die Armut der Bevölkerung ist deutlich wahrnehmbar, aber man macht es sich durchweg gemütlicher als in Deutschland.

Bald treten wir die Rückreise an, die uns noch viel Interessantes sehen lassen wird, wenn wir durch die Schweiz und eine Strecke durch Frankreich, dann den Rhein entlang und nach Hamburg fahren werden. Der Weg soll anfangs Mai in der Alpengegend noch gefahrvoll sein, aber mit Vorsicht und Ruhe wird auch diese Strecke überwunden werden. Am 7. Mai besteigen wir in Hamburg die „Deutschland," und bald sind wir wieder im lieben Winnpeg, wo es frisch an die Arbeit gehen soll.

Dr. R. J. Neufeld (Winnipeg), zur Zeit Innsbruck, Chirurgische Klinik, Tirol.

Bekanntmachung.

Die Mennoniten Brüdergemeinde zu Halbstadt, Man., bringt zur allgemeinen Kenntnis, daß Br. Anton J. Wiebe, Box 47, R.R. 1, St. Anne, Man., zum Leitenden der Gemeinde gewählt wurde, da der bisherige Leiter, Br. H. H. Rempel, mit Familie nach B. C. übergesiedelt ist, von unseren Segenswünschen begleitet.

Man merke sich die obengenannte Adresse für alle Fragen der M. B. Gemeinde zu Halbstadt, Man.

Einwanderung.

In Nr. 16 der Rundschau ist durch Verfehl ein Artikel erschienen mit der Ueberschrift „Wir und die Reiseschuld" von einem gewissen B., einem, der der Sowjethölle entronnen ist. Der Mann ist uns unbekannt, aber laut seinem Schreiben ist er, weil er „zufällig" Mennonit ist, durch „eine großangelegte", jedoch aber „verfehlte, unglückliche Spekulation" in ein Land gebracht worden, wo ‚ihm in nutzlosen Ringen im ungleichen Kampf der letzte Funke des Selbstvertrauens geraubt worden ist, und die schweren Jahre haben ihn gewissermaßen gleichgültig werden lassen gegen eine Schuld, deren Bedeutung verblaßt ist im Maß der unendlichen Enttäuschungen und Leiden, die ihm das gelobte Land gebracht hat."

Wir bedauern jeden, der moralisch oder geistlich zusammenbricht, zumal ihm dann noch der letzte Gottesfunke erlöschen sollte. Es berührt uns desto schmerzlicher, weil man in den langen Erörterungen dieser schweren Frage keinen Gotteshauch wahrnimmt. Vielleicht könnte ihm dadurch geholfen werden, daß wir daran erinnern, daß unser Volk, und auch er, durch unseres Gottes starken Arm in dieses Land der Freiheit und des Brotes, gebracht worden sind. Viele anhaltende Gebete, heißes Flehen und Schreien zu Gott sind hüben und drüben von Kindern Gottes emporgeschickt worden, bis wir endlich erleichtert das große rote Tor durchschreiten konnten. Und jetzt sollten gerade so warme Dankesgebete zu dem guten, gnädigen Gott fortwährend emporsteigen. Denken wir daran, wie heute Tausende in dem Lande der Leiden und Tränen uns glücklich preisen?

Wie wunderbar hat Gott unser Volk geführt, fast einzigartig in der Welt nächst dem Volke Israel! Doch ganz anders noch als „G. Mittelbergers Reise nach Pennsylvanien vor 200 Jahren."

Wir raten dem lieben enttäuschten Mann, sich zu Gott zu wenden, der kann auch ihn aus der Tiefe zur Höhe führen.

Was jedoch die Gesinnung und Tendenz betrifft, die in dem Artikel unzweideutig zum Ausdruck gebracht worden ist, so halten wir es für unsere Pflicht, dieselbe entschieden abzulehnen und zu verurteilen. Denn das ist keine gerechte, kritische Behandlung, wenn Leistungen und Verdienste einzelner Männer, wie auch Institutionen, denen wir Dank schuldig sind und auch bleiben werden, in ungebührlicher, verdächtigender Weise in den Schmutz gezogen werden. Wir verzichten darauf, einzeln die gemachten Verleumdungen, Verdächtigungen und Angriffe auf unsere Board mit dem geschätzten, verdienstvollen Aelt. D. Töws an der Leitung, wie auch die C. P. R. und unsere Regierung, sei es die konservative oder liberale, zurückzuweisen.

Wenn nun die Ueberschrift lautet: „Wir und die Reiseschuld", so fragen wir: Wer sind denn die „Wir"? Die Immigranten als Gesamtheit? Wer hat den Schreiber bevollmächtigt, im Namen dieser so etwas zu schreiben? Daß er nicht allein so denkt, ist ja leider bekannt. Aber diese sind doch in der verschwindenden Minderheit. Die allgemeine Gesinnung ist, Gott sei Dank, eine edlere. Diese wurde voriges Jahr auf der Provinzialversammlung von Manitoba in St. Elisabeth so ausgedrückt:

„Aus den Berichten des Aeltesten D. Töws und des Kollekteurs C. F. Klassen sieht die Provinzialversammlung einerseits, wieviel es gekostet, daß wir erlöst sind aus dem Lande des Todes, und daß unsere ganze Rettung nur möglich war auf den Glauben an unsere Zuverlässigkeit und Treue, und andererseits, wie wenig wir als Gesamtheit dieses Vertrauen heute rechtfertigen durch unser Verhalten der übernommenen Reiseschuld gegenüber. Wir sind ganz der Meinung des Kollekteurs, daß die Schuld bei uns liegt, in der allzuschlaffen Organisation unserer Distrikte. Das soll und muß anders werden. Wir sagen es uns und unsern Brüdern, daß das Reich Gottes nicht in Worten, auch nicht in schönen Dankesworten, sondern in Kraft besteht, und daß mit der Treue unsererseits auch dieser auf Glauben und Vertrauen basierten Schuld, Reiseschuld wie auch Boardsteuer, gegenüber, unser Christentum steht oder fällt. Wir wollen darauf ausgehen, daß wir **treu** erfunden werden; treu unserm Gott und Helfer, uns selbst und unserm Volk; treu denen gegenüber, die sich mit ihrer Ehre und ihrem Namen hier für uns eingesetzt; treu auch der Regierung und der C. P. R. gegenüber, die mit unserer Treue bei unserer Einwanderung gerechnet haben. Die Lage ist, wie der Bericht zeigt, sehr ernst, wenn nach 10 Jahren noch nicht 50 Prozent der Schuld abgetragen ist, und muß auch unsererseits sehr ernst genommen werden. Wir danken den Brüdern Töws und Klassen für ihre unermüdliche und ausdauernde Arbeit und bitten sie, nicht müde zu werden in ihrem Werk."

Das ist unser Standpunkt, den wir behaupten wollen. Und uns allen, besonders den Enttäuschten und Gestrandeten, rufen wir zu, was in Hebr. 12, 12—13 geschrieben steht: „Darum richtet wieder auf die lässigen Hände und die müden Knie und tut gewisse Tritte mit euren Füßen, daß nicht jemand strauchle, wie ein Lahmer, sondern vielmehr gesund werde."

Im Auftrage der Lichtenauer Mennoniten Gemeinde zu St. Elizabeth, Man., P. Enns.

Im Auftrage der M. Br. Gemeinde zu Arnaud, Man., H. Töws.

Colonia Menno, Paraguay.

Der Gesundheitszustand in unserer Kolonie ist gut zu nennen. Man hört nur wenig von Krankheit. Sollte es damit zu tun haben, daß die Leute es vielleicht zu drock haben?

Es ist jetzt wieder naß und regnerisch. Hatten es eine Zeitlang ziemlich trocken. Im Frühjahr war es jedoch schön naß, so daß die Saatzeit ohne Unterbrechung zu Ende gebracht werden konnte. Als es im besten Wachsen war, wurde es wieder trocken; dieses nahm das Ungeziefer wahr und beschädigte die Pflanzen, so daß es nicht so viel geben wird, als es zu Anfang den Anschein hatte. Hier sind jetzt eine Art Blattläuse, welche die Baumwolle sehr beschädigen. Etliche Leute haben ihre Baumwolle schon geerntet; es soll nächstens eine Sendung nach Asuncion abgehen.

Die meisten Leute sind jetzt mit Syrup kochen beschäftigt. Auch wird Futter für das Vieh für den Winter zusammnegefahren.

Peter Krahnen, hier von Grünthal, zogen unlängst von hier nach Rosario, wohl ein bißchen näher nach Canada. So sind immer noch etliche da, die, wenn es in ihrer Macht stände, dem Chaco den Rücken kehren würden. Die Ausgaben sind durch die Geldentwertung groß, die Einnahmen aber nur gering. Die Kolonien Menno und Fernheim erhielten als Geschenk von der Regierung die alten Teile von zerbrochenen Trucks, welche in Islapoi lagen. Unser Kolonieamt ist jetzt im Begriff, einen Kolonie-Handel zu beginnen.

Wie es scheint, wird in Islapoi bald wieder ein Ausruf stattfinden, denn unsere Kolonie hat das Holz, Quebracho-Holz, welches in der Kriegszeit ohne weiteres von unserm Lande herabgeholt wurde, zurückerhalten.

Grüßend, Euer

B. R. Funk.

Kitchener, Ont.

Hat schon jemand von den Lesern Gebrauch von der Radio Funkkette gemacht, und entspricht sie dem, was sie vorgibt zu sein?

Ich bin viel leidend und der Arzt hat schon von einer Radiumnadel einsetzen gesprochen. Könnte mir vielleicht die Kette helfen, wenn sie mit solchen Strahlen gefüllt würde?

Vielleicht kann mir jemand durch die Rundschau Aufschluß darüber geben.

H. Dyck.

Ein Zuruf.

Da man von allen Gegenden hört, wie drock es ist, so will ich allen zurufen: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Ich denke, wenn ein jedes Kind Gottes für seinen Nächsten beten würde, würden wir mehr ein Herz und eine Seele sein. Es sind aber, besonders hier in Coaldale soviele Kinder Gottes, daß man nicht nachkommt, alle zu besuchen; doch freue ich mich, daß wir einen Freund haben, der keinen versäumt.

Ein Leser.

— Ottawa. Premier Mackenzie King gab im Parlamente die Ernennung Eric Hambers als Leutnant-Gouverneur von Britisch Columbien mit Rückwirkung vom 1. Mai, bekannt. Er wird zum Nachfolger Hon. J. W. Fordham-Johnston der im August letzten Jahres aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat.

— Kairo. Im 15. Jahre seiner Regierung ist nach längerer Krankheit König Fuad 1., der neue Herrscher aus der gegenwärtigen Dynastie, im Alter von 68 Jahren gestorben. Prinz Faruk, sein einziger 16-jähriger Sohn, der in London sich auf den Eintritt in eine Militärschule vorbereitet, hat sich sofort nach Kairo begeben. Er wird automatisch der Nachfolger des verstorbenen Königs und wird unter der Regentschaft seines dritten Vetters, des Fürsten Mohammed Ali, regieren. Die direkte Todesursache des Königs war Stomatitis (eine Mundentzündung).

— Warschau. Präsident Ignatius Moczicky verbot soeben durch einen Erlaß den freien Verkauf oder Export von Gold und ausländischen Devisen.

— Ottawa. Mit einem Kostenaufwand von etwa $6,000,000 wird die Dominionregierung in Vancouver eine neue Brücke errichten, um zwischen der Stadt Vancouver und den auf der nördlichen Küste der Bucht liegenden Munizipalitäten und öffentlichen Parkanlagen einen leichteren Verkehr zu ermöglichen.

— Ottawa. In dem vom Finanzminister Hon. Chas. A. Dunning am Freitag, den 1. Mai, im Parlamente eingebrachten Budget ist die Umsatzsteuer von 6 auf 8 Prozent erhöht worden und die Einkommensteuer von Korporationen von 13½ auf 15 Proz. gesteigert, Einkommensteuern auf konsolidierte Einkommen sind sogar auf 17 Prozent erhöht worden. In dem Budget ist eine Zollsenkung an 104 Artikeln und eine Zollerhöhung an 12 Artikeln vorgesehen. Der Zolltarif an Farmmaschinen ist von 12½ auf 7½ Prozent herabgesetzt worden und die Steuer an Automobilen wurde ebenfalls bedeutend ermäßigt. Die persönliche Einkommensteuer bleibt unverändert weiter bestehen. Zoll an Gasolin wurde von 2¼ Cent pro Gallone auf 1 Cent pro Gallone herabgesetzt. In dem Budget ist ferner angekündet worden, daß irgend ein Tourist, der die Vereinigten Staaten besucht, Waren im Werte bis zu $100.00 zollfrei nach Canada mitbringen darf. An britischen Textilwaren wurde der Zolltarif stark gesenkt. Die neuen Steuermaßnahmen traten am 2. Mai in Kraft. Finanzminister Dunning hofft durch seine neuen Steuermaßnahmen das Einkommen der Regierung um etwa $29,000,000 zu heben und dadurch das Defizit unter $100,000,000 zu bringen.

— Moskau. Sowjetrußland brachte am 1. Mai seine bewaffnete Macht in Paraden und Demonstrationen zur Feier des internationalen Arbeitertages zur Schaustellung.

— Berlin. Der Außenpolitische Botschafter Hitlers, Botschafter von Ribbentrop, beging am 30. April seinen 43. Geburtstag.

— Schanghai. Dreißig Millionen Bewohner der abgelegenen und bergigen Provinz Schuan an der tibetanischen Grenze nagen am Hungertuch und haben größtenteils nur Gras und Rinde zu essen. Sogar Leichen sollen von manchen Verzweifelten verspeist werden. Verschiedene Ursachen, Hochwasser und kommunistische Umtriebe sollen für die Zustände verantwortlich sein.

— **Tokio.** Ein Handelsvertrag zwischen Deutschland und Mandschukuo wurde vorläufig gegengezeichnet, wie verkündet wurde. Es wurde nicht enthüllt, ob das Abkommen die Anerkennung Mandschukuos durch Deutschland einschloß. Es wird gegenwärtig nur von einer Großmacht, Japan, anerkannt.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 8000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Corn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

— Die in London erscheinende katholische Zeitschrift „The Catholic Gazette" veröffentlicht in ihrer Februar-Ausgabe einen interessanten Aufsatz über die jüdische Gefahr. In einem redaktionellen Vorwort stellt die Zeitschrift fest: „Das es ein Judenproblem gegeben hat und noch eines gibt, kann man nicht ableugnen. Seit der Verwerfung Israels vor 1900 Jahren zerstreuten sich die Juden nach allen Richtungen hin und trotz Schwierigkeiten und sogar Verfolgung, nisteten sie sich als eine Macht in fast jeder Nation Europas ein."

— In einer besonderen Broschüre finden wir verschiedene Bestimmungen, welche für Personen, die nach Deutschland reisen und von billigen Mark Gebrauch zu machen wünschen, von Interesse sind, herausgegeben von der Rotterdamsche Bankvereeniging N. V., Amsterdam, Holland. In kurzen Zügen werden die Verwendungszwecke von anderen Sperrmark und die besonderen Bedingungen für die Transferierung von Zinsen und anderen Erträgnissen an Asländer behandelt.

Nachstehend folgen die ungefähren Kurse von Mitte April 1936 der verschiedenen Sorten Sperrmark:

	Kurs pro RM. 100	Disagio
Reisemark	holl.Fl. 32.50	—45%
Registermark für Unterstützung und Studien	32.50	—45 "
Kreditsperrmark	17.50	—70 "
Auswand.-Sperrm.	16.50	—72 "
Effektensperrm.	16.00	—73 "

Zur Orientierung wird noch erwähnt, daß das £ stlg. Mitte April h. Fl. 7,28 und der amerik. Dollar h. Fl. 1.37¾ notierte.

Auf Wunsch sind sie gern bereit, Ihnen mehrere Exemplare dieser Broschüre auch in französischer oder englischer Sprache zukommen zu lassen

— „Queen Mary", der neue Riesendampfer, mit dem die Engländer das blaue Band der See zurückzugewinnen hoffen, wäre auf ein Haar auf der Jungfernfahrt im Firth of Clyde stecken geblieben. Es ist nicht leicht, solche Riesenschiffe zu bauen, und es ist manchmal noch viel schwieriger, sie zu steuern!

— Die Indianer und die Wölfe haben wir ausgerottet; jetzt ist das Leben der Bleichgesichter nur noch von den Automobilen bedroht!

— Das neue deutsche Luftschiff „Hindenburg", unter der Führung des bewährten Dr. Eckener, befindet sich auf der Reise nach New York, nachdem seine Motore einer gründlichen Reperatur unterworfen wurden. Auf dem Schiffe befinden sich führende Persönlichkeiten Englands u. der Ver. Staaten. Auch ein Canadier soll sich auf dem Schiffe befinden.

Der Mennonitische Katechismus

Der Mennonitische Katechismus, mit den Glaubensartikeln, schön gebunden
Preis per Exemplar portofrei 0.40
Der Mennonitische Katechismus, ohne den Glaubensartikeln, schön gebunden
Preis per Exemplar portofrei 0.30
Bei Abnahme von 12 Exemplaren und mehr 25 Prozent Rabbat.
Bei Abnahme von 50 Exemplaren und mehr 33⅓ Prozent Rabbat.
Die Zahlung sende man mit der Bestellung an das

Rundschau Publishing House
672 Arlington Street, —— Winnipeg, Man., Canada.

Ist Dein Abonnement für das laufende Jahr bezahlt?" Dürften wir Dich bitten, es zu ermöglichen? — Wir brauchen es zur weiteren Arbeit. Im voraus von Herzen Dank!

Bestellzettel

An: Rundschau Publishing House,
672 Arlington St., Winnipeg, Man.

Ich schicke hiermit für:

1. Die Mennonitische Rundschau ($1.25) $........
2. Den Christlichen Jugendfreund ($0.50) $........

(1 und 2 zusammen bestellt: $1.50)

Beigelegt sind: $........

Name ....

Post Office ....

Staat oder Provinz ....

Bei Adressenwechsel gebe man auch die alte Adresse an.

Der Sicherheit halber sende man Bargeld in registriertem Brief oder man lege „Bank Draft", „Money Order", „Expreß Money Order" oder „Postal Note" ein. (Von den U.S.A. auch persönliche Schecks.)

Bitte Probenummer frei zuzuschicken. Adresse ist wie folgt:

Name ....

Adresse ....